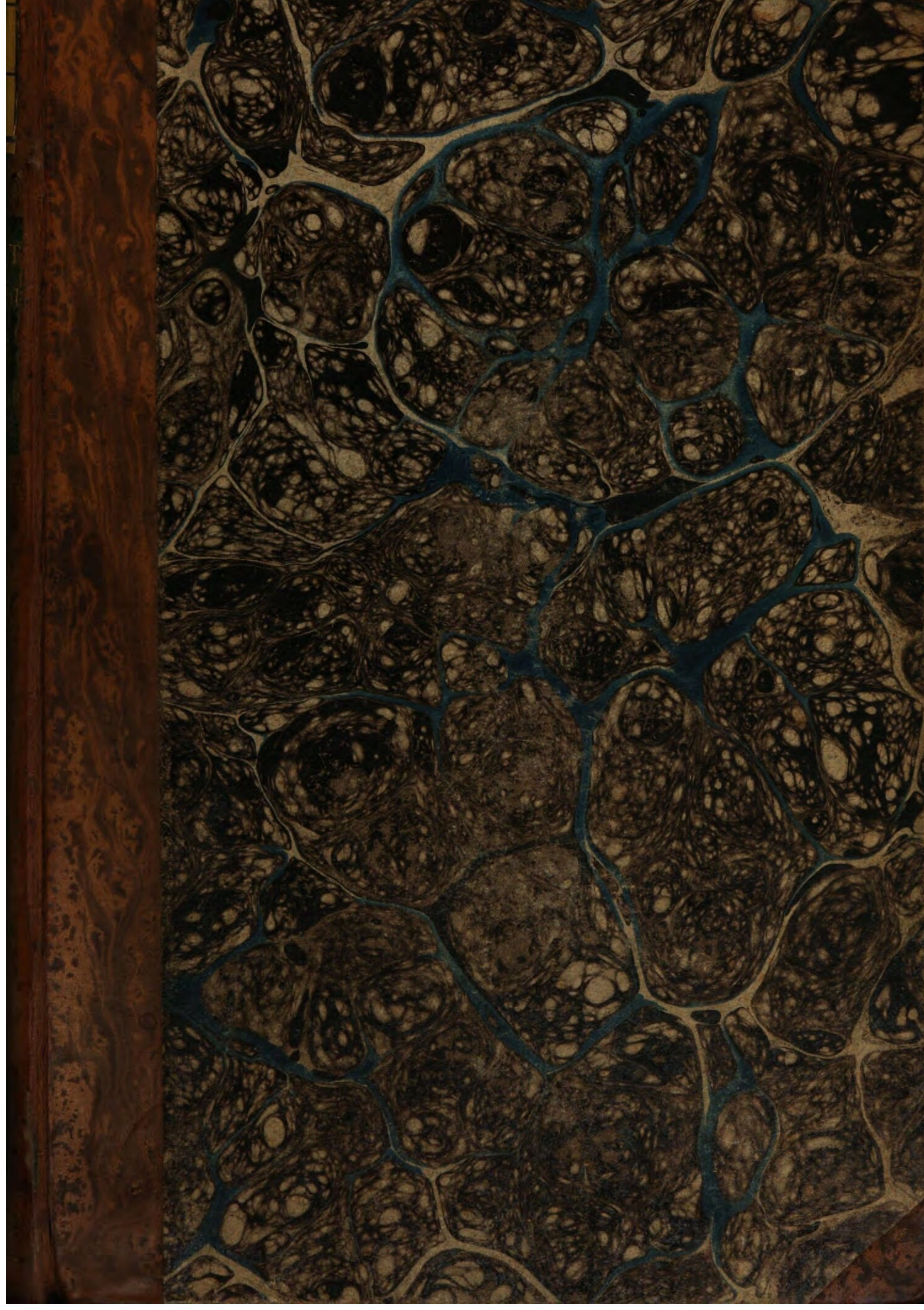
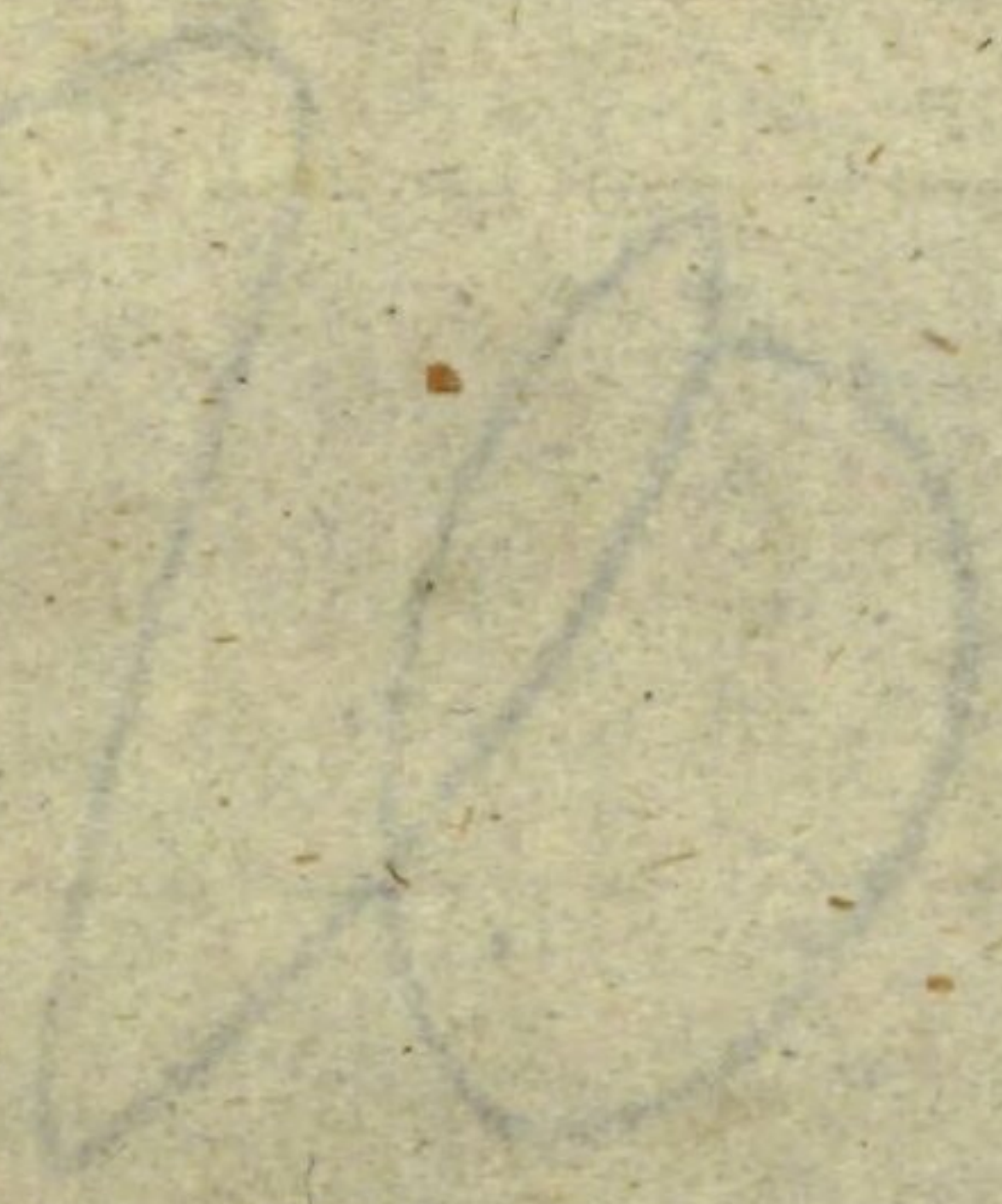




Graph.
70a



m

A n l e i t u n g

für

A n f ä n g e r

in der

deutschen Diplomatie

R von

Justus von Schmidt genannt Phiseldeck,

Herzogl. Braunschweig-Lüneburgschem Consistorial- Grenz- und
Lehnsrathe, auch Archivar, der Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt Mitgliede.

M i t K u p f e r n.

Braunschweig, 1804.

B e y K a r l R e i c h a r d.

A n n e l e n

181

A n n e l e n

in der

deutschen Diplomatie



Jacob von Schmidt genannt Blaisbach

Historiographus-Buchhändler in Constantinopel
Lehrmeister nach Archivar, der Akademie tüchtiger Wissenschaftler
von zu Erlaubnis

M i c h e l

Brannschweig, 1804

B o y K a r l R e i c h a r d

V o r e r i n n e r u n g.

Daß ein neues Lehrbuch der Diplomatie, wegen der Unvollkommenheiten der bisherigen sowohl in der Materie selbst, als in deren Anordnung, nützlich seyn könne, glaubte der Verfasser, sonst hätte er, alle unnütze Arbeiten hassend, das vorliegende nicht geschrieben: daß das seinige nützlich seyn, und vor den ältern hie und da einiges voraus haben möge, war sein eifriges Bestreben. Ob er dieses erreichte, darüber erwartet er das Urtheil der Kenner, so wie deren Berichtigung da, wo Fehler zu vermeiden ihm nicht gelungen ist.

Sein Zweck war Vollständigkeit verbunden mit möglichster Kürze. Daher durfte nichts von Wichtigkeit übergangen, vieles aber mußte nur angedeutet werden, die weitere Ausführung vom mündlichen Vortrage erwartend. Der

Gegenstand des Buches ist nur die Diplomatie Deutschlands, daher sind Bemerkungen die ausländische Diplomatie betreffend, als für den deutschen Diplomatiker überflüssig, für den auswärtigen nicht genügend, weggelassen. — Neue Entdeckungen wird in einem kurzen Lehrbuche niemand suchen: sollte aber in diesem der Kenner zuweilen eine ihm nicht unangenehme Bemerkung finden, so wird schon dadurch die Mühe des Verfassers hinreichend belohnt seyn: nur muß er bitten, es ihm einstweilen zuzutrauen, daß, wenn hie und da ein nicht aus gedruckten Werken entlehnter Satz, nicht belegt worden, dieser sich auf eigene Erfahrung und Ansicht gründe. Die Belege eigneten sich nicht für diese Schrift, ob sie dereinst gegeben werden sollen, wird von der Aufnahme dieses Versuches abhängen. Literatur ist nur sparsam nachgewiesen, weil ein besonderes Werk darüber, das von Huch, mit leichter Mühe nachgesehen werden kann.

Wolfenbüttel am 31^{sten} December

1803.

U e b e r s i c h t

- 1) Begriff der Diplomatie Cap. I. §. 1—11.
- 2) Geschichte der Diplomatie Cap. II. §. 12—14.
- 3) Wissenschaftlicher Umfang der Diplomatie Cap. III.
§. 15—25.
- 4) Sprachkunde Cap. IV.
 - a) Lateinische Sprache §. 26—32.
 - b) Deutsche Sprache §. 33—42.
- 5) Schreibkunde Cap. V.
 - A) Material worauf geschrieben wird §. 43—51.
 - B) Material, womit man schreibt §. 52—54.
 - C) Schriftzeichen.
 - a) Buchstaben §. 55—69.
 - b) Abbraviaturen.
 - α) eigentliche §. 70—77.
 - β) Siglen §. 78—82.
 - γ) Chrismen §. 83—87.
 - δ) Tironische Noten §. 88. 89.
 - ε) Zahlzeichen §. 90—94.

- d) Interpunktion §. 95—97.
- e) Linien §. 98.
- 6) Inhalt der Urkunden.
 - A) Geschichtlicher Cap. VI.
 - a) Erzählende Person §. 99—106.
 - b) Vorgetragene Thatsachen §. 107. 108.
 - B) Förmlicher.
 - a) Innere Form der Urkunden Cap. VII.
 - (Formelkunde) §. 109.
 - α) Eingang.
 - 1) Anrufung §. 117—119.
 - 2) Namen und Titel §. 120—129.
 - 3) Gruss §. 130—132.
 - β) Text.
 - 1) Ankündigung §. 133.
 - 2) Einleitung §. 134—138.
 - 3) Vortrag der Sache selbst (Text) §. 139—145.
 - γ) Schluss §. 146.
 - 1) Bestätigung §. 147—150.
 - 2) Beglaubigung durch Zeugenführung §. 151—155.
 - 3) Verstärkung
 - a) Durch angedrohte Strafen §. 156—161.
 - b) durch alle Arten der Caution §. 162.
 - 4) Duplikate §. 163.
 - 5) *Datum* und *actum* §. 164—172.
 - δ) Anhang einiger besondern Expeditionen §. 173—176.
 - b) Aeussere Form, Cap. VIII. (Vollziehung)
 - α) Zertern §. 178. 179.
 - β) Unterschrift §. 180—232.
 - 1) Monogramme §. 183—194.
 - 2) Recognitionen §. 195—201.
 - 3) Zeugen §. 202—204.
 - 4) Vollziehung kaiserlicher Diplome §. 206—215.
 - 5) Vollziehung päpstlicher Urkunden §. 216—228.

Rundes Zeichen §. 218—220.

Bene valet §. 221.

6) Vollziehung fürstlicher und Privaturkunden §. 229. 230.

7) Notarien - Instrumente §. 231.

7) Siegel §. 232—288.

1) Materie §. 236.

a) Metallene Siegel §. 237.

α) goldene Bullen §. 238 239.

β) bleyerne Bullen §. 240.

b) Wachssiegel §. 241. 242.

c) Siegellack §. 243.

d) Oblaten §. 244.

e) Kreide, Mastix §. 245.

2) Form §. 246. 247.

3) Bild §. 248—269.

a) doppelseitige Siegel §. 250—253.

b) Majestätssiegel §. 254. 255. 258.

c) Reitersiegel §. 256.

d) Fußssiegel §. 257.

e) Kaiserliche Siegel §. 260.

f) Siegel der Reichsfürsten und des Adels §. 261. 262

g) Siegel weltlicher Gemeinheiten §. 263.

h) Siegel unadlicher Personen §. 264.

i) Siegel der Päpste §. 265.

k) Der übrigen Geistlichkeit §. 266. 267.

4) Bestimmung und Ort der Siegel 270—287.

a) aufgedruckte Siegel §. 272. 273.

b) hangende Siegel §. 274—283.

α) Befestigungsart §. 275. 276.

β) Gemischte Wachssiegel §. 277. 278.

γ) Siegelvertauschung §. 279.

δ) Verschiedene Gattungen der hangenden Siegel
§. 280.

ε) Siegel-Schnüre und Riemen §. 281—283.

- c) Vielheit der Siegel §. 284. 285.
- d) Bestätigung durch Siegel §. 286.
- e) Fremde Siegel §. 287.
- 7) Praktische Diplomantik! §. 288.

A n l e i t u n g

für

A n f ä n g e r

in

der deutschen Diplomatik.

Cap. I.

Begriff der Diplomatik.

§ 1.

Alle Erzählung geschehener Sachen beruhet auf mündlichen Ueberlieferungen, oder schriftlichen Zeugnissen. Die letztern sind entweder Aufzeichnungen der ersten, und gehören daher zu diesen, oder sie sind Zeugnisse von Personen, welche zu der Zeit lebten, als die Begebenheit vorfiel.

A

§ 2.

Diese gleichzeitigen Zeugnisse wurden entweder bloß als Erzählung des Geschehenen aufgezeichnet, ohne weitere Absicht, als die, einer Benachrichtigung für die Leser, (Geschichtsbücher, Chroniken, Privatanzeichnungen) oder es geschah dieses in feyerlichen Aufsätzen, zu dem bestimmten Zwecke, damit über die Thatsache kein Zweifel übrig bleibe. (Diplome, Urkunden.).

§ 3.

Eine Urkunde ist daher nichts weiter, als eine feyerliche Bescheinigung einer Thatsache.

§ 4.

Die Frage: ob eine solchergestalt bescheinigte Thatsache wirklich vorgefallen sey, beruhet folglich auf der Glaubwürdigkeit der Urkunde.

§ 5.

Diese hängt von der Beurtheilung der Frage ab: ob die Urkunde für einen gleichzeitigen, und zu dem Zwecke der feyerlichen Bescheinigung der Thatsache, von welcher sie redet, verfaßten Aufsatz zu halten sey.

§ 6.

Hiezu wird eine Kenntniß der Merkmale erfordert, welche bey dieser Prüfung in Betrachtung kommen. Damit beschäftigt sich die Diplomantik.

§ 7.

Diese ist daher: die Lehre der Kenntnisse, welche zur Prüfung der Urkunden erforderlich sind.

Sie ist eine historische Wissenschaft, und gehört nicht weiter in das Gebiet des Rechtes, als die Geschichte überall in dasselbe eingreift.

Dafs sie inzwischen dem Rechtsgelehrten nicht überflüssig sey, erweist unter andern *S. de Puffendorf Observ. Jur. univ. II. 568 sq. Haebelin Analecta praef. et p. 542.*

§ 8.

Sie beschäftigt sich nur mit der Beurtheilung vorhandener Urkunden, nicht mit den Regeln, nach welchen neue anzufertigen sind.

Unterschied zwischen der Diplomatie und der Canzleyformularwissenschaft.

§ 9.

Letztere beruhet auf positiven Regeln, die erstere nur auf historischen.

§ 10.

Daher leiden die angenommenen Grundsätze der Diplomatie eine Abänderung, sobald dargethan werden kann, dafs die Abstraction, nach welcher sie gebildet wurden, irrig sey.

§ 11.

Glaube an Autorität ist folglich dem Diplomatiker eben so unanständig, als dem Geschichtsforscher.

Cap. II.

Geschichte der Diplomatie.

Fridr. Aug. Huchs Versuch einer Literatur der Diplomatie. 2 Bücher. Erlang. 1792. 8.

§ 12.

Erst spät gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erscheint die schon in dessen erster Hälfte in einzelnen Theilen von Deutschen bearbeitete, Diplomatie, als eigene Wissenschaft. Der Jesuit Papebroch brach dazu die Bahn, die der Benedictiner Mabillon ehrenvoll ebnete.

Dan. Papebrochii Propylaeum Antiquarium circa veri ac falsi discrimen in vetustis membranis. in Act. SS. mens. Apr. 1675.

Joh. Mabillon de re diplomatica Lib. VI. Lut. Paris. 1681 fol. und Libr. de re dipl. supplementum. Par. 1704 fol. Beyde Werke sind im Jahre 1709 zu Paris von Theod. Ruinart, und 1789 zu Neapel in zwey Bänden vom March. Joh. Adimari von neuem herausgegeben.

Diplomatische Kriege vor Papebroch und Mabillon. Vergl. Schönemanns Versuch eines vollständigen Systems der Diplomatie Bd. I. S. 59 u. fg. Gatterer Elem. Art. dipl. p. 18 seqq. Huch Literat. der Diplom. I. 75.

Die älteste Spur von Untersuchungen, welche mit diplomatischen Aehnlichkeit haben, mögte wohl die seyn, welche sich in *Gellii noct. Att. II. 3. V. 4.* findet.

§ 13.

Nun wetteiferten Franzosen und Deutsche in der Cultur der neuen Wissenschaft. Einzelne Theile derselben wurden besonders in Deutschland mit Fleisse bearbeitet, aber der Ruhm: das Ganze in Eins vollständig, obwohl ohne systematische Ordnung und Genauigkeit, und grolsentheils nur in historisch-pollemischer Hinsicht umfaßt zu haben, gebührt zunächst

wieder den französischen Benedictinern **Toustaint** und **Tassin**.

Joh. Nic. Hert de fide diplomatum Germaniae Imperatorum et Regum. Giefs. 1699. 4.

Gottfr. de Bessel Chronicon Gottwicense Tomus Prodrumus P. I et II. Typis Monast. Tegernsee. 1732.

Jo. Heumann Comment. de re diplomatica Impp. et Regg. Germanic. Tom. I et II. Norimb. 1745. 1753.

(Toustaint et Tassin) Nouveau traité de diplomatique. Tom. VI. Par. 1750—1765. übersetzt unter dem Titel: neues Lehrgebäude der Diplomatik von Jo. Christo. Adelung, und nachher von Ant. Rudolf in 9 Theilen. Erfurt 1759 bis 1769. 4.

§. 14.

Dagegen hob **Gatterer** durch systematische Behandlung die Diplomatie zu dem Range, welchen sie jetzt unter den Wissenschaften behauptet. Ihm folgten seine Landsleute mit rühmlichem Eifer, und seitdem sind die Deutschen ihren Nachbarn sowohl in der Ausbildung des Ganzen, als der Bearbeitung einzelner Theile, bedeutend vorgeschritten. Schade, daß der Eifer für dies Fach jetzt etwas zu erkalten scheint.

Jo. Christo. Gatterer Elementa Artis diplomaticae universalis. Vol. I. Gött. 1765. 4.

Greg. Grubers Lehrsystem einer allgemeinen Diplomatie. 3 Th. Wien 1783. 84. 8.

Mart. Schwartner introd. in artem diplom. praec. Hungaricam. Pesth. 1790. 8. edit. 2da austior et emendatior. Ofen. 1802. 8.

Jerem. Jac. Oberlin prim. Lin. artis diplom. Argent. 1788.

Joh. Christo. Gatterers Abriss der Diplomatie. Gött. 1798.

Dess. praktische Diplomatie. Gött. 1799.

Carl Traug. Gottl. Schönmanns Lehrbuch der allgemeinen besonders älteren Diplomatie, in einem vollständigen systematischen Zusammenhange zum Gebrauche akademischer Vorlesungen. Erste Abtheil. Hamburg 1801.

Dess. Versuch eines vollständigen Systems der allgemeinen besonders ältern Diplomatie, als Handbuch für Archivare und den Geschäftsgebrauch. 1ster u. 2ter Bd. Hamb. 1801. 1802.

(Schönnemann würde Epoche in dieser Wissenschaft gemacht haben, hätte nicht ein früher Tod seine schöne Laufbahn so bald geendigt.)

Die Literatur einzelner Theile gehört nicht hieher. S. darüber Schönnemanns Versuch und Huch Literatur der Diplom.

Cap. III.

Wissenschaftlicher Umfang der Diplomatie.

§ 15.

Wenn die Diplomatie die Kenntnisse lehren soll, welche zur Prüfung der Urkunden erforderlich sind, so müssen darin alle Gegenstände abgehandelt werden, welche unmittelbar auf Urkunden Bezug haben; jedoch, weil für uns nur die Urkunden des abendländischen Europa zunächst Interesse haben, wird nur auf diese, und zwar nur, in soweit ihre Kenntniss ei-

nem Deutschen Diplomatiker nothwendig ist, besonders Rücksicht genommen werden.

Eine allgemeine Diplomatie der ganzen Erde ist theils noch viel zu wenig vorgearbeitet, theils auch ein sehr müßiges Studium. Wer wird hier, seltene Fälle ausgenommen, Gelegenheit zur Prüfung osteuropäischer oder gar orientalischer Urkunden haben?

§ 16.

Da nur Urkunden ein Gegenstand der Diplomatie (im eigentlichen Sinne des Wortes) sind, so sind von deren Gebiete ausgeschlossen: alle andere Aufzeichnungen, welche nicht die feyerliche Beglaubigung einer Thatsache, zum Gegenstande haben. Daher kann hier nicht die Rede seyn, von eigentlichen Denkmälern, geschriebenen Büchern, Verordnungen, Mandaten, Briefen, Rescripten oder schlechten Scheinen. Diese gehören für den Historiker, kritischen Antiquar, Philologen, oder Juristen.

Weil inzwischen die Beurtheilung älterer Handschriften, nach ihren äußern Merkmalen, nur nach den Regeln der Diplomatie geschehen kann, so wird sie gewöhnlich des Zusammenhanges wegen, als ein Nebenstück der Diplomatie mitgenommen.

§ 17.

Eben so wenig gehört die Kunst neue Urkunden zu verfertigen, in die Diplomatie, weil diese es nur mit der Prüfung schon vorhandener Diplome zu thun hat. Jene macht die eigene Wissenschaft der Canzley - Praxis und des Formularwesens aus (§. 8.), und könnte noch eher als ein Theil der ausübenden Jurisprudenz betrachtet werden.

§ 18.

Endlich gehören auch die Regeln für die Aufbewahrung der Urkunden, nicht in die Diplomatiek, sondern in die Archiv- und Registratur-Wissenschaft.

Die meisten diplomatischen Systeme und Lehrbücher, würden beträchtlich weniger Umfang haben, hätte man stets die Regel beobachtet, nicht in andere verwandte Wissenschaften abzuschweifen.

§ 19.

Nach diesen Vorbestimmungen folgt aus dem Begriffe der Urkunden der Umfang der Diplomatiek von selbst.

§ 20.

Wenn eine Thatsache bescheinigt wird, so kann dies nur in der Absicht geschehen: damit über dieselbe auf künftig kein Zweifel entstehe. Daher ist eine Aufzeichnung des Vorganges entweder in Bilder- oder Buchstaben-Schrift nothwendig; und weil im Abendlande die Hieroglyphen nie gebräuchlich waren, so ist die erste Eigenschaft aller unserer Urkunden die, daß sie sämmtlich mit Buchstabenschrift entworfen sind.

§ 21.

Die Buchstabenschrift drückt die Gedanken in geschriebenen Wörtern aus. Diese gehören einer gewissen Sprache an, welcher man mächtig seyn muß, um die Urkunde zu verstehen. Eine Notiz über die Urkundensprachen macht daher das erste Hauptstück der diplomatischen Kenntnisse aus.

§ 22.

Nicht genug aber ists die Sprache der Urkunden zu verstehen; man muß auch die Schriftzüge kennen, welche in den verschiedenen Zeitaltern gebräuchlich waren. (Zweites Hauptstück. Schriftkunde.)

§ 23.

Der Zweck einer Urkunde ist: feyerliche Beglaubigung einer Thatsache. Daher muß aus einer jeden Urkunde, die Thatsache, welche beglaubigt werden soll, deutlich erhellen. (Drittes Hauptstück. Geschichtlicher Inhalt der Urkunden.)

§ 24.

Es müssen aber auch zugleich Feyerlichkeiten hinzukommen, welche im Stande sind, dem Vortrage hinreichende Glaubwürdigkeit zu geben. Diese liegen, theils in dem schriftlichen Vortrage selbst, (Viertes Hauptstück, innere Form der Urkunden) theils in äußeren Beglaubigungszeichen, (Fünftes Hauptstück, äußere Form der Urkunden.)

§ 25.

Weiter, als auf diese fünf Hauptstücke, darf sich die Diplomatie, wenn sie eine besondere Wissenschaft bleiben, und nicht in das Gebiet anderer eingreifen soll, nicht ausdehnen.

Cap. IV.

Erstes Hauptstück.

Sprachkunde.

§ 26.

Man schreibt, der Regel nach, in der Sprache, in welcher man sich am geläufigsten ausdrücken kann,

oder die von denjenigen, welche die Schrift angeht, am leichtesten verstanden wird.

§ 27.

Die einzigen, welche in den früheren Zeiten der jetzigen abendländisch - europäischen Staaten, zu schreiben, und auch zu lesen verstanden, waren Geistliche, und höchstens Einzelne, welche von diesen hierin unterrichtet waren. Die Bildung der Priester, war ganz auf den Cultus der römischen Kirche und auf die Kenntniß der rechtlichen Verhältnisse derselben berechnet, und hierauf eingeschränkt. Dazu war Geläufigkeit in der Lateinischen Sprache ein unerläßliches Erforderniß, die übrigen Sprachen der verschiedenen Staaten aber kamen hiebey in gar keine Betrachtung.

§ 28.

Eine ganz natürliche Folge davon war, daß die Priester sich schriftlich nur im Lateinischen ausdrücken konnten, daß sie nur diese Sprache zu schreiben ihre Schüler lehrten, und daß die Lateinische Sprache die einzige war, in welcher, im ersten diplomatischen Zeitalter unserer Staaten, geschrieben wurde. Die ältesten Diplome, welche wir kennen, sind daher sämtlich in lateinischer Sprache geschrieben.

§ 29.

Mo
Diese blieb einzige und allgemeine Urkundensprache, bis in das zwölfte Jahrhundert. Von da, besonders seit dem dreyzehnten Jahrhunderte, fangen die Muttersprachen an, in Urkunden neben der Lateinischen gebraucht zu werden. Inzwischen behielt die letztere in Deutschland bis zum funfzehnten Jahrhunderte eine ausgedehnte Anwendung; seitdem

bis zum 15. Jahrh.

aber wurde ihr Gebrauch seltener, und sie machte in allen Privaturkunden, und auch in den meisten öffentlichen, den Muttersprachen Platz.

§ 30.

Beybehalten ist sie noch in einigen Staatsurkunden, welche mehrere Nationen interessiren, in Pässen, Certificaten, Caperbriefen; ferner, als eigentliche Sprache der römischen Kirche, in den diese betreffenden Urkunden, und in einigen feyerlichen Ausfertigungen, wo ihr Gebrauch, ohne weitem Nutzen, nur durch das Herkommen noch geblieben ist, z. B. hie und da in Präsentionen zu protestantisch-geistlichen Beneficien.

§ 31.

Der Character der lateinischen Urkundensprache, ist ganz dem Geiste des Zeitalters angemessen, in welchem sie geschrieben wurden. Vor dem neunten Jahrhunderte äusserst schlecht, rauh, und barbarisch; von da bis zum dreyzehnten, mit steigender Cultur, rein, grossentheils richtig, und der Sache angemessen; seit dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts aber, wieder auffallend schlechter, und oft entstellt und unverständlich, weil seit dieser Zeit theils die Anfertigung der Urkunden, nicht mehr ausschliessend in den Händen der gebildeten Geistlichkeit blieb, sondern unwissenden Notarien anvertrauet wurde, theils auch das Emporkommen der Muttersprachen der Cultur der Lateinischen schadete. Die neuesten Zeiten scheinen indess da, wo noch lateinische Ausfertigungen erforderlich sind, auch hierin die Fortschritte des Zeitalters nicht ganz zu verleugnen.

§ 32.

Für den Diplomatiker ist daher die Kenntniss der

M lateinischen Sprache, sowohl in ihrer Reinheit, als in dem verderbten Zustande, worin sie sich im Mittelalter befand, unumgänglich nothwendig. Ein Unterricht darüber aber, gehört so wenig in die Diplomatie, als darin die Chronologie, Geographie, oder andere Hilfswissenschaften abgehandelt werden.

Hilfsmittel zum Verstehen der Latinität des Mittelalters, sind vorzüglich:

Du Fresne Seign. du Cange Glossarium ad scriptores mediae et infimae Latinitatis 1678 fol. edit. nov. Par: 1733—1736. VI. Tomi.

Henr. Carpentier Glossarium novum ad scriptores medii aevi. Par. 1766. IV Vol.

(Adelung) Glossarium manuale ad scriptores mediae et infimae latinitatis ex Glossariis Car. du Fresne et Carpenterii in compendium redactum et auctum. Hal. 1772—1783. VI Vol. 8.

Eine trefliche Digression über die Lateinische Urkundensprache, findet sich, obwohl nicht ganz am rechten Orte, in Schönemanns Versuche &c. S. 318 u. fg.

§ 33.

A Die deutsche Sprache wurde nur allmählig Urkundensprache in Deutschland, bis sie mit der Zeit die lateinische fast gänzlich verdrängte. Es ist unmöglich die Zeit genau zu bestimmen, wann sie zuerst in eigentlichen Urkunden gebraucht sey. Dazu gehörte Nachsicht sämtlicher Archive Deutschlands, und historische Gewifsheit, daß nicht etwa ältere deutsche Diplome, als die vorhandenen, verlohren gegangen seyen. Die bis jetzt darüber vorhandenen historischen Nachrichten aber, lassen das dreyzeh-

te Jahrhundert, für die Periode annehmen, in welcher man sich in Deutschland nach und nach daran gewöhnte, sich seiner Muttersprache auch, in eigentlichen Urkunden zu bedienen.

Die Bestimmung des Zeitpunktes, in welchem die deutsche Sprache anfang, Urkundensprache zu werden, ist bey der Prüfung der Diplome von grosser Wichtigkeit; daher müssen die Gründe, worauf die obige Angabe beruhet, im folgenden etwas näher angegeben werden.

§ 34.

Bey der Untersuchung dieser Materie ist der Unterschied zwischen eigentlichen Urkunden und andern Aufzeichnungen, scharf zu ziehen. Zu den letztern gehören z. B. die Willkühren der Stadtgemeinen, welche, zusammen getragen, Stadtrechte heissen. Diese wurden deutsch gedacht und ihr Inhalt war auch zum Theil von der Art, daß er nicht ohne Beschwerde ins Latein übertragen werden konnte. Ueberdem waren sie Richtschnur für Leute, die nicht Latein verstanden. Diese konnten daher nicht anders, als in der deutschen Sprache aufgezeichnet werden. Ihnen fehlen aber auch alle Kennzeichen eigentlicher Urkunden: die Canzleyform, so wie die eigentliche Beglaubigungsformel. Diese Stadtrechte, sie mögen so alt seyn, als sie wollen, entscheiden gar nichts, wenn vom Alter der deutschen Sprache in Urkunden die Rede ist, sobald sie nicht etwa in einer wirklichen Bestätigungs - Urkunde sich eingerückt befinden. — Vielmehr gehören sie in die Klasse simpler Handschriften.

Ueber die ältesten deutschen Stadtrechte vergl. Kindelings Gesch. der Nieders. Sprache. S. 230. 241. 244. fg.

§ 35.

Außer der Nothwendigkeit, die Gesetze in der Muttersprache nieder zu schreiben, fühlte man zuerst das Bedürfnis, solche Dokumente, welche auch Ungelehrten zur Richtschnur dienen sollten, deutsch abfassen zu müssen, damit sie ihnen in einer ihnen verständlichen Sprache vorgelesen werden könnten. Dabey scheint anfänglich noch die eigentliche Urschrift lateinisch entworfen gewesen, und nur entweder sofort, oder bald darauf ins deutsche übersetzt worden zu seyn, wobey man denn die Uebersetzung wohl neben dem lateinischen Exemplare originalisirte.

Dies war höchstwahrscheinlich der Fall mit der Entscheidung des Grafen Rudolf von Habsburg, über eine Grenzstreitigkeit zwischen dem Kloster Einsiedeln und den Schweizern, vom 12ten Jun. 1217, welche sich in *Herrgott Geneal. dipl. Gent. Habsburg. Vol. II. p. 224* findet. Denn S. 223 liefert er eine lateinische Nachricht von diesen Grenzen, welche offenbar ein Extract, aus einer vom 11ten Jun. desselben Jahres datirten lateinischen Urkunde gleiches Inhaltes mit der deutschen ist, und daher fast keinen Zweifel übrig läßt, daß nicht die Urkunde am 11ten Jun. lateinisch abgefaßt, und am 12ten ins Deutsche, wiewohl nicht so ganz richtig, übersetzt, besiegelt und nach dieser Uebersetzung publicirt sey.

Vielleicht hat es dieselbe Bewandnis mit der Waldeckschen Theilungsurkunde, vom Jahre 1170, welche Gatterer in seiner Diplomantik S. 340 als die älteste deutsche Urkunde anführt, gegen deren Aechtheit indess Schönnemann, in seinem Vers. eines Syst. der Diplom. S. 294 u. fg. sehr richtige Zweifel hegt.

Durch die Voraussetzung doppelter Originale dürfte auch der bekannte Streit über die Grundspra-

ehe des Landfriedens vom J. 1235, zu entscheiden seyn.

Vergl. darüber Schönmanns Vers. S. 300 u. fg.

Gatterer de epocha linguae theotiscæ in publ. Imp. Constit. in Comment Soc. reg. Gott. 1799 T. III. Allg. Lit. Anz. 1799 No. 107. 155.

§ 36.

Durch diesen Uebergang lernte man allmählig, sich in seiner Muttersprache auch schriftlich auszudrücken, und gewöhnte sich nach und nach daran, solenne Ausfertigungen sogleich in derselben zu schreiben. Daher nimt die Anzahl der deutschen Urkunden, die man bis jetzt kennt, mit den Jahren zu. Sie sind anfangs äußerst selten, ein Zeitraum von fünfzig Jahren aber war hinreichend, ihren Gebrauch bedeutend häufiger zu machen.

§ 37.

Als die ältesten bis jetzt bekannten deutschen Urkunden werden folgende angeführt.

- 1) Eine vom Jahre 779 über die Grenzbestimmung der Städte Wirzburg und Heidingsfeld in *Eccard. Francia Orient T. 1. p. 675.*

Kinderlings Gesch. der Nieders. Sprache. S. 162.

Diese ist ganz offenbar ein Privatextract aus irgend einem Documente, oder eine sonstige Anzeichnung, die für den Diplomatiker um soviel weniger Aufmerksamkeit verdienet, da sie mit dem lateinischen Instrumente, welches Eccard S. 674 mittheilt, nicht genau zu harmoniren scheint.

- 2) Die Stiftungsurkunde des Klosters Gernrode vom Jahre 964, welche aber schon Kinderling a. a.

O. S. 163, als eine spätere Uebersetzung gewürdigt hat.

- 3) Die Bestätigung der Gerechtsame der Burg Bernheim von Kaiser Lothar II vom Jahre 1128, welche zum allerwenigsten höchst verdächtig ist;

vergl. Schönmanns Versuch &c. S. 293. und deren Aechtheit jeder gleich auf den ersten Anblick so lange bezweifeln muss, bis ein strenger Beweis darüber geführt worden.

- 4) Die Bestätigungsurkunde des Aegidienklosters zu Braunschweig von demselben Kaiser. 1134.

Orig. Guelf. II 517. eine offenbar spätere Uebersetzung des ebendas. S. 519. abgedruckten lateinischen Originals, (vergl. *Orig. Guelf. IV.* 517.)

- 5) Eine Urkunde Heinrichs Voit Grafen von Vsterrot, Herrn zu Plauen, vom Jahre 1143, über deren jüngeres Alter die Kenner längst einstimmig sind.

Polyc. Leyser de contrasigillis med. aevi. p. 21.
Kinderling a. a. O. S. 165.

- 6) Herzog Heinrich des Löwen Verordnung wegen des Rathes zu Lübeck, vom Jahre 1158 würde grosse Aufmerksamkeit verdienen, wenn sie ächt wäre.

Kinderling S. 166 hält sie für unverdächtig und bezieht sich auf *Westphalen Monum. Cimbr. III.* 632. gleichwohl schreibt er S. 164, dass sich schwerlich eine ächte deutsche Urkunde des 12ten Jahrhunderts aufweisen lasse. Es scheint daher nicht, als ob er hierauf viel geachtet habe und darin hat er ganz recht. Wer nur den Anfang der Urkunde liest, die Westphalen aus einem alten Manuscripte hat abdrucken lassen, wird, wenn er nur eine geringe Kenntniss der Geschichte hat, ihr sogleich aus den ersten Worten: Her Hinrik van Godes Genaden, Hertoghe to Beyeren unde to Brunswiek, unde to Sassen &c. das Urtheil sprechen.

7) Der Waldecksche Theilungsrecess vom J. 1170. aus Hund Bayerschem Stammbuche S. 358, welcher in Ansehung der Originalität sehr zweifelhaft ist. (§ 35.)

8) Kaiser Otto IV. Edict wider die Straßenträuber, vom Jahre 1209 welches Kinderling S. 167 anführt, muß erst nachgewiesen werden, ehe darauf Rücksicht genommen werden kann.

Es würde, wenn es zum Vorschein käme, dem Streite über das älteste Reichsgesetz in deutscher Sprache auf einmal ein Ende machen, aber Goldast in seinen Reichssatzungen II. 14 erzählt bloß, daß ein solches Edict gegeben worden, ohne es selbst mitzutheilen. Der Schluss, daß es, als zu jedermanns Wissenschaft bestimmtes Gesetz, nothwendig deutsch habe müssen abgefaßt seyn, paßt nicht, da es bis jetzt noch zweifelhaft ist, ob der Landfrieden vom Jahre 1235 ursprünglich deutsch oder lateinisch niedergeschrieben gewesen.

9) Die Entscheidung des Grafen Rudolf von Habsburg vom J. 1217 (§ 35.) ist wenigstens in sofern zweifelhaft, ob sie wirkliches Original, oder eine gleichzeitige und originalisirte Uebersetzung sey. Wenn aber auch das letzte der Fall ist, so kann sie doch gewissermaßen für ein Original gelten.

10) Ein Vertrag zwischen dem Kloster und der Stadt Isni vom J. 1219. (Jägers jurist. Magaz. für die deutschen Reichsstädte III. 214) würde, wenn auch dieser nicht eine Uebersetzung seyn sollte, die bis jetzt entdeckte älteste ursprünglich deutsche Urkunde seyn, gegen deren Authenticität kein Zweifel erregt worden.

11) Eine in Beyschlags Vers. einer Schulgeschichte der Reichsstadt Nördlingen angeführte deutsche Urkunde vom J. 1223 N. Allg. Deutsche Bibl. XXVI. 79,) verdient zu weiterer etwaniger Prüfung hier bemerkt zu werden.

12) Seit dem Jahre 1230 werden die deutschen Originale minder selten.

Schönemanns Vers. S. 291. 292.

Dess. Codex für die praktische Diplomatie. Th. II.

Kinderling a. a. O. S. 167, wenn gleich die von ihm aus *Westphalen Mon. Cimbr. IV. 3203 sq.* angeführten Dokumente bey näherer Ansicht in Ansehung der deutschen Originalität verdächtig scheinen.

Gatterer de linguae Germ. epocha diplom. in Comment. Soc. reg. Gott. 1779. T. II.

§ 38.

Hieraus ergibt sich bis jetzt die § 33 angeführte historische Gewissheit, daß die Periode, in welcher die deutsche Sprache in Urkunden gebraucht zu werden anfang, in das dreyzehnte Jahrhundert falle, und daß folglich alle deutsche Urkunden von einer früheren Zeit einer sehr sorgfältigen Prüfung bedürfen, ehe sie für ächt angenommen werden können.

Diese Regel aber kann ihre Ausnahmen leiden, sie kann, wie jeder historische Satz, durch neuere Entdeckungen, völlig umgestossen werden.

§ 39.

Die Sprache unserer Vorfahren wich so sehr von der unsrigen ab, daß, um sie richtig zu verstehen, eine besondere Kenntniß und Anstrengung erfordert wird. Ihre Erlernung ist daher dem Diplomatiker nothwendig, wenn gleich eine Anleitung dazu, als zu einer Hülfswissenschaft nicht in das eigentliche Gebiet der Diplomatie gehört.

Besonders nützliche allgemeine Hülfsmittel sind:

Jo. Ge. Wachter Glossarium Germ. Lips. 1737.

Christi. Gottlob Hattaus Glossarium medii aevi. Lips. 1758.

Joh. Leonh. Frisch deutsch-lateinisches Wörterbuch. 2 Theile. Berl. 1742.

Kinderlings Geschichte der Niedersächsischen Sprache. Magdeb. 1800.

Mehrere Schriften darüber sind in Huch's Lit. der Diplom. S. 370 und in Schönemann's Vers. S. 185. nachgewiesen, in welchem letztern Buche sich auch S. 362 u. fg. eine schöne Abhandlung über die ältere deutsche Sprache, und deren beyde Hauptdialekte findet.

§ 40.

Aus der ungebildeten ältesten deutschen Sprache entwickelten sich bey ihrer steigenden Cultur allmählig zwey verschiedene Hauptdialekte, der weichere mehr Vokale enthaltende Niederdeutsche und der härtere dennoch aber durch ein Zusammentreffen mehrerer Umstände in seiner verfeinerten Gestalt unter dem Namen Hochdeutsch zur jetzt einzigen deutschen gelehrten und Schriftsprache gewordene Oberdeutsche. Beyde weichen, als Hauptdialekte, sehr von einander ab, und da beyde in älteren Urkunden gebraucht sind, so muß der Diplomatiker neben der ihm geläufigen Hochdeutschen, auch die Niederdeutsche sowohl, als die eigentliche Oberdeutsche Sprache verstehen.

§ 41.

Die ältesten bekannten deutschen Diplome zeigen ein Gemisch beyder Dialekte. Für das erste

bis jetzt entdeckte rein oberdeutsche, wird der Vergleich zwischen dem Bischof von Constanz und Heinrich von Lupfen vom Jahre 1251 in *Zapf monum. anecd. I. 482.* gehalten: als die älteste eigentlich niederdeutsche Urkunde aber angeführt der Münzverein zwischen dem Erzbischof von Magdeburg und den edlen Herren von Barby vom J. 1294 in *Schönemanns Cod. für die pract. Dipl. II. Nro 22.* Inzwischen wird es äußerst schwer, hier eine Grenzlinie genau zu ziehen, weil überall, so wie noch jetzt bey nicht sehr gebildeten Schriftstellern und Expedienten, um soviel mehr in älteren Zeiten, ein reiner Styl und genaue Orthographie eine Seltenheit sind.

So enthält das Document beym Zapf offenbar einige Niederdeutsche Wendungen, und wenn man einzelne Wörter nicht achtet, so können schon ältere Urkunden z. B. der Friedens-Vertrag von Cöln und Trier mit dem Pfalzgrafen am Rhein vom J. 1248. (*Schönemann a. a. O. Nr. 5*) die gräflich Reinsteinsche Urkunde vom J. 1270, (in *Orig. Guelph III 677*) die Herzoglich-Braunschweigische Urkunde über das Duderstädtische Stadtrecht vom J. 1279. *Braunschweigesches Magazin 1802. Nr. 44*) und andere, für niederdeutsch angenommen werden.

§ 42.

Das jetzige Hochdeutsch entwickelte sich allmählig aus dem Oberdeutschen. Herrschend wurde es in Urkunden Niederdeutschlandes durch die Cultur, die Buchdruckerey und Reformation veranlaßten, seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Oberdeutschland bequeme sich weit später, seine Provinzialsprache gegen das gebildetere Hochdeutsch zu vertauschen.

Cap. V.

Zweytes Hauptstück.

Schreibkunde.

§ 43.

Die Worte sind in Diplomen vermöge gewisser Zeichen zur künftigen Nachricht abgebildet, d. h. sie sind aufgeschrieben. Der Diplomatiker muß daher sowohl die Zeichen verstehen, durch welche die Worte versinnlichtet sind, als auch die Materien kennen, auf welchen und wodurch dieses geschah.

§ 44.

Eine jede Substanz ist fähig zum Aufbewahren der Schriftzüge zu dienen, in sofern sie diese Zeichen der Worte, in oder auf sich aufzunehmen im Stande ist. Fast alle Producte aus den drey Reichen der Natur können durch Zubereitung dazu tüchtig gemacht werden, und sind, oder werden auch jetst noch, dazu gebraucht. In das Gebiet der deutschen Diplomatik gehören aber nur die, welche zu deutschen Diplomen angewandt sind.

§ 45.

Das merkwürdige Aegyptische Papyr macht folglich keinen Gegenstand der Untersuchung der deutschen Diplomatik aus, weil es nie in Deutschland zur Verfertigung von Diplomen gebraucht wurde.

Bis jetzt wenigstens ist noch kein deutsches Diplom auf ägyptischem Papyr nachgewiesen, und es ist auch höchst unwahrscheinlich, daß die Deutschen

sich dessen sollten bedient haben da sie damals, als sie anfangen Diplome zu schreiben, das Pergament bereits kannten, und dieses näher hatten, als das erstere. Es dürfte daher die Grubersche Behauptung in seinem Lehrsystem der Diplom. I. 56, daß das ägyptische Papyr in ganz Frankreich und Deutschland üblich gewesen, erst streng erwiesen werden müssen, ehe sie für eine diplomatische Wahrheit angenommen werden kann.

§ 46.

Eben so wenig interessirt den deutschen Diplomatiker das aus Baumbast zubereitet gewesene Papier. Denn, wenn auch davon wirklich noch unzweifelhafte Reste vorhanden seyn sollten, so wird doch, ein auf diesem Material geschriebenes deutsches Diplom, vergeblich gesucht werden.

Es versteht sich von selbst, daß wenn hier von deutschen Diplomen geredet wird, hierunter nicht in deutscher Sprache geschriebene, sondern solche Urkunden verstanden werden, welche in Deutschland angefertigt sind, oder Gegenstände in Deutschland betreffen.

Die bekannten Wachstafeln, deren man sich zu flüchtigen Anzeichnungen bis tief ins 15te Jahrhundert bediente, gehören ebenmässig nicht für den Diplomatiker, weil die darauf geschriebenen Bemerkungen, schwerlich für bleibende Dauer bestimmt gewesen seyn dürften, diese Tafeln vielmehr eben die Bestimmung gehabt zu haben scheinen, als unsere Schreibtafeln von Pergament u. s. w.

§ 47.

Alle älteren deutschen Diplome hingegen, so wie auch die neueren von einiger Wichtigkeit, sind auf Pergament geschrieben, das heißt auf weiß

gegärbter und zum Schreiben besonders bereiteter Thierhaut. Es ist bald sorgfältiger, bald nachlässiger bearbeitet; bald mehr, bald weniger weiß; bald geglättet, bald rauh; bald dicker, bald dünner; so wie Zufall oder andere Nebenumstände es veranlassen, ohne daß aus diesen Eigenschaften desselben sich ein treffender Schluß, zur Prüfung des Diploms, herleiten ließe.

Zuweilen gebrauchte man auch wohl das Pergament zum zweyten Male, nachdem man den ersten Text davon abgerieben hatte. (*Codices rescripti*.)

Die Sparsamkeit früherer Zeiten, oder die Seltenheit des Pergaments, sind an sehr vielen älteren Urkunden sichtlich, indem sie auf Stücke geschrieben worden, die kaum zur Fassung des Inhalts hinreichten. Ja manchen Urkunden sieht man es an, daß sie auf einen Abschnitt von einer andern Scriptur geschrieben wurden. Dagegen zeichnen sich wieder andere, besonders die kaiserlichen, die Regierungen Friedrich des Ersten und Heinrich des Sechsten ausgenommen, durch die Gröfse und Schönheit des Pergamentes aus. Auf die Gröfse des Pergaments aber, einen Diplomatischen Schluß bauen zu wollen, würde sehr irrig seyn.

Der Regel nach ist nur eine Seite eines solchen Diplomes beschrieben, die andere aber ledig, oder enthält nur Collationsbemerkungen, Rubriken, Taxen oder dergleichen unwichtige Anmerkungen. Zuweilen aber, wenn etwa der Schreiber die Gröfse des Pergamentes nicht hinreichend abgemessen hatte, findet man wohl noch den Schluß des Textes auf der Aussenseite.

War die Urkunde zu lang, um auf eine Seite einer Haut geschrieben zu werden, so war es bequemer, daß Pergament nach Art eines Buches zusammen zu legen, und die einzelnen Blätter durch eine Schnur zu verbinden, als, wie jedoch auch häufig geschah, mehrere Häute zusammen zu leimen oder zu nähen. Daß die solchergestalt nach Bücherart (Libellweise) geformten Urkunden, auf beyden Seiten der Blätter beschrieben sind, versteht sich von selbst, und dieser seit etwa dem 14ten Jahrhunderte aufgekommene Gebrauch ist in den neuern Zeiten fast bey allen Urkunden von weitläufigem Inhalte beobachtet.

Nähere Nachweisungen hierüber, finden sich besonders in

Le Moine und Batteney pract. Anweisung zur Diplomantik. S. 51.

Zu dem Pergamentartigen Schreibmaterial gehört auch Fischhaut, wenn diese ja zu Manuscripten gebraucht wurde, und eigentliches Leder, wovon hie und da Manuscripte angetroffen werden.

§ 48.

Nicht so häufig wurde dasjenige Fabrikat, welches wir jetzt ausschließlic P a p i e r nennen, seiner minderen Dauer wegen zu Urkunden gebraucht. Es ist eine uralte Erfindung des Orientes, aus der rohen Baumwolle ein Papier zu bereiten, welche durch die Araber auch demjenigen Theile von Europa mitgetheilt wurde, mit welchen sie in Verbindung kamen. In der Folge der Zeit, ungewiß wann?, lernte man die ungleich vortheilhaftere Bereitung desselben aus baumwollenen Lumpen. Es konnte nicht so theuer seyn, als Pergament, und daher fing man an, sich desselben zum Schreiben zu bedienen, ja sogar Ur-

kunden, welche doch zur immerwährenden Dauer bestimmt waren, darauf zu schreiben. In Deutschland gehören indess die Diplome auf Baumwollen-Papier immer unter die Seltenheiten.

Die älteste bis jetzt bekannte noch vorhandene Urkunde auf Baumwollen-Papier, ist eine Schenkungsurkunde Kaiser Heinrichs IV vom J. 1077: wenn gleich es keinen Zweifel leiden dürfte, daß es schon ungleich früher zu diesem Behuf angewendet wurde.

Wehrs vom Papier &c. I. 119.

Schönemanns Versuch &c. I. 485.

Horenberg *hist. dipl. eccles. Gandershem. p. 595. 745. 746.*

Gött. Gel. Anzeigen 1768 Nr. 12.

§. 49.

Der Uebergang von dem Bereiten des Papiere aus baumwollenen Lumpen, zu dessen Verfertigung aus dem Abfalle des leinenen Zeuges, war so leicht und so natürlich, daß es nicht anders denkbar ist, als daß er sogleich von dem Zeitpunkte an eintreten mußte, in welchem der Gebrauch des Leinenzeuges so weit sich verbreitete, daß dessen Abfall nicht mehr selten blieb. Aus demselben Grunde aber wird die Kunst dieser Bereitung allmählig in Aufnahme gekommen seyn, und der Zeitpunkt ihrer ersten Entdeckung schwerlich mit Gewißheit ausgemittelt werden. Die Untersuchung darüber gehört in die Geschichte der Erfindungen, und nicht in die Diplomatie. Diese beschäftigt sich mit dem Papiere nur, in sofern es zu Urkunden gebraucht ist, um wo möglich die Peri-

ode zu bestimmen, seit welcher diese darauf geschrieben wurden, und die Merkmale anzugeben, welche daraus zur Prüfung der Urkunden abgeleitet werden können. Zur völligen Gewissheit über das erstere, wird man wohl schwerlich gelangen; und nur, wenn alle Archive Deutschlands von Kennern durchgesehen sind, wird man erst den historischen Satz, welches die älteste Urkunde in Deutschland auf Leinen-Papier sey, mit Zuverlässigkeit ausgemacht sehen.

Bis jetzt muß man sich mit den Angaben begnügen, welche die zeitherigen Forschungen ergeben. Nach diesen übersteigt das Alter der unbestrittenen eigentlichen Urkunden auf Leinenpapier, daß 14te Jahrhundert nicht; indem, ausser einem Briefe, datirt Avignon *feria quinta post Remigii* 1311, welchen Kindlinger entdeckt hat, und der, als ein bloßer Brief, nicht in die Diplomatie gehört, noch keine ältere eigentliche Diplome auf reinem Leinenpapier in Deutschland gefunden sind, als zwey Urkunden im Archive zu Kaufbeuern, vom Jahre 1318. Seit dem Jahre 1330 scheinen sie an Zahl zuzunehmen.

Nikol. Kindlinger vom ältesten Gebrauche der Siegeloblaten und des Siegelacks. 1799. S. 11.

Schönemann a. a. O. S. 493 u. fg.

Wehrs vom Papier. I. 233.

Jac. van Vaassen *Observat. de Orig. chartae lineae. Roterod. 1764. Hag. Com. 1768.*

Joh. Gottl. Imman Breitkopf Versuch, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers &c. zu erforschen. 1ter Th. 2r Abschn.

Wahrscheinlich ist es daher, daß man entweder nicht viel früher angefangen habe, Leinenpapier zu Urkunden zu gebrauchen, oder, daß die darauf geschriebenen Documente der Verderblichkeit der Substanz wegen, verlohren gegangen sind.

Es folgt aber nicht, daß deshalb alle papierne Urkunden, älter als das 14te Jahrhundert, nothwendig falsch seyn müssen und die Aechtheit des von Schwandner entdeckten Mandates, Kaiser Fridrichs II, wahrscheinlich vom J. 1243, leidet keinen Zweifel.

Joh. Ge. Schwandner chartam lineam antiquissimam exponit. Vindob. 1788.

Soviel Mühe man sich auch in den Göttingischen Anzeigen von gel. S. 1789 St. 83 gegeben hat, diese sogenannte Urkunde verdächtig zu machen, so sind doch alle die angeführten Gründe von keiner Erheblichkeit, und mit einiger Gerechtigkeitsliebe kann man Schwandner die Ehre, den Gebrauch dieses Papiere um ein halbes Jahrhundert früher nachgewiesen zu haben, nicht absprechen. Der Verf. hat dies in einer am 2ten Sept. 1803 in der Erfurter Akademie nützlicher Wissenschaften vorgelesenen Abhandlung weiter ausgeführt. Auch scheint es, daß selbst Gatterer sich hievon überzeugt habe, wenn er in seinem Abriss der Diplomatik S. 6, den Gebrauch des Leinenpapiers ins 13te Jahrhundert setzt, ohne jedoch seine Gründe näher anzugeben.

Der Brief der Herzoge Otto, Ludwig und Heinrich von Kärnthen, an Peter Trautson von J. 1287, welcher im Klosterarchive zu Neustift in Tyrol befindlich, und auf braunes Leinenpapier geschrieben seyn soll, (vergl. (Gras) Nachtrag zu den typographischen Denkmälern des funfzehnten — Jahrhunderts. Brixen 1791. Allg. Lit. Zeit. 1793. Nr. 299.) scheint erst noch einer strengen

Kritik unterworfen werden zu müssen, ehe er unter die ältesten Dokumente auf Leinenpapier zu zählen ist.

Den Uebergang vom Baumwollenen zum leinenen Papiere machte wahrscheinlich eine Mischung, indem beyde Arten der Lumpen zusammen zur Papiermasse benutzt wurden.

Ein Ueberbleibsel eines solchen gemischten Papieres, scheint das vom Jahre 1308 zu seyn, welches von Senkenberg, im Jahre 1763, an Meermann mittheilte.

Van Vaassen l. c. p. 186.

Götting. Gel. Nachr. 1768. No. 12.

Dass bald nach seiner Erfindung, das Leinenpapier das aus Baumwolle verdrängen mußte, bedarf kaum einer Erwähnung, so wie auch es sich von selbst versteht, dass das Papier, der Regel nach, nur zu Schriften und Urkunden minder feyerlichen Inhaltes genommen sey, indem dass Hauptmaterial zu den wichtigen Urkunden das Pergament blieb, bis das vorige papierne Jahrhundert, mit der zunehmenden Theurung des Pergaments, den Gebrauch dieses letztern etwas seltener gemacht, wenn gleich bey weitem nicht ausgeschlossen hat.

§ 50.

Es gehört ein geübtes Auge dazu, das leinene vom baumwollenen Papiere zu unterscheiden. Schon die angenommene Regel: dass jenes dichter, zäher, und biegsamer, dieses lockerer, glatter, glänzender und pergamentartiger sey, ergiebt hinreichend, dass deren sichere Anwendung eine häufige Gelegenheit zu Vergleichen voraussetze. Das sicherste Unter-

scheidungszeichen scheint zu seyn, daß nicht leicht ein baumwollenes Papier wird aufgefunden werden, an welchem nicht der aufmerksame Beobachter, besonders beym Zerreißen oder Auflösen im Wasser, die Spuren der Baumwolle entdecken sollte.

Eben so unbestimmt bleibt die Beurtheilung des Alters des Papiers selbst nach seiner Güte. Ist es gleich nach den bisherigen Erfahrungen anzunehmen, daß das älteste Leinen-Papier sehr weiß, und sehr dick gewesen sey, so sind doch die Untersuchungen bis jetzt noch nicht so vervielfacht, daß daraus der Schluss sich mit Sicherheit ziehen ließe, ein Diplom auf dünneren Papiere müsse eben deshalb nothwendig von jüngern Alter seyn.

Wichtiger schon sind die Fabrikzeichen im Papiere, sobald die Zeit des Entstehens der Fabrik bekannt ist, welche das Zeichen ausschliessend führte. Der Schluss wenigstens scheint nicht fehlen zu können, daß eine Urkunde nothwendig falsch seyn müsse, wenn das Fabrikzeichen ihres Papiers jünger ist, als das angebliche Datum der Urkunde,

Trüglich aber ist der umgekehrte Schluss, weil auch nach dem Untergange einer Fabrik noch lange einzelne Bogen aus derselben aufbewahrt, und erst später gebraucht seyn können.

§ 51.

Seit ungefähr dem letzten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts, gewährt die Verbindlichkeit, das Papier oder Pergament, zu den Urkunden stempeln zu lassen, ein sehr gutes Merkmal, zur Entdeckung solcher, die etwa untergeschoben seyn könnten, weil eine Urkunde mit einem Stempel, der mit der Zeit

ihrer angeblichen Ausstellung nicht zusammen trifft, zum allerwenigsten höchst verdächtig seyn muß.

Die Anwendung dieses Satzes bleibt jedoch sehr eingeschränkt, weil sie nur in der Regel auf solche Urkunden paßt, welche Privatpersonen angehen.

§ 52.

Auf Pergament oder Papier läßt sich nicht anders als mit einer farbigen Substanz schreiben. Die einzige, welche, der Regel nach, in Deutschland dazu gebraucht wird, ist diejenige schwarze, welche wir Dinte nennen. Sie findet sich durchgängig in allen deutschen Urkunden, einzelne Ausnahmen abgerechnet. Ob sie durch dieselbe Mischung ehemals, wie jetzt, bereitet wurde, wird wohl ewig unentschieden bleiben, weil sich bis lang noch, kein Recept zur Dinte unserer Vorfahren, gefunden hat, und eine chemische Analyse der älten Schriftfarbe ihre sehr grossen, an Unmöglichkeit gränzenden Schwierigkeiten haben dürfte. Indessen scheint die schöne Schwärze der Schrift in ältern Documenten, und das Hervorragen derselben über das Pergament auf eine andere mehrerdartige Substanz schliessen zu lassen, welche in neueren Zeiten außer Gebrauch kam, wie das Verblassen und die dünnere Farbe der Schrift jüngerer Urkunden deutlich ergiebt.

Fehlerhaft aber würde es seyn, aus der Schwärze oder Blässe der Buchstaben auf das Alter, oder die Aechtheit der Urkunden schliessen zu wollen, da diese von so sehr vielen Zufällen abhängig ist.

§ 53.

Eine seltene Ausnahme von der schwarzen Schrift,

machen die wenigen Urkunden, welche mit goldenen Buchstaben geschrieben wurden: diese mußten von höchster Wichtigkeit seyn wie z. B. die Ehestiftung des Kaiser Otto II. mit der Prinzessin Theophania im Gandersheimschen Stiftsarchive.

Orig. Guelph. T. IV. Tab XIV. S. 461.

Harenberg Hist. Eccles. Gandersh. diplom. p. 83.

Urkunden, durchaus mit farbiger Dinte geschrieben, finden sich, in Deutschland wenigstens, nicht: farbige, oder gar vergoldete Anfangsbuchstaben, welche in Manuscripten gar nicht gespart wurden, sind in Urkunden äußerst selten, und Urkunden mit rother Unterschrift, finden sich nur in einigen Diplomen Karls des Kahlen, indem dessen Monogramm, nebst den Namen der Kanzler, zuweilen diese Farbe haben.

Zu den Seltenheiten einer Urkunde mit rothen Anfangsbuchstaben, gehört das von Herzog Otto dem Kinde der Stadt Braunschweig bestätigte Stadtrecht, welches überall in seiner Art sehr merkwürdig ist. Es ist näher beschrieben im Braunschw. Magazin 1802 Nr. 43. 44.

Die Purpurdinte (*sacrum encaustum*) gehört nicht in die deutsche Diplomatie.

§. 54.

Die flüssige Substanz, Dinte genannt, kann nicht anders aufgetragen werden, als vermittelst des Pinsels, oder der Federn von Rohr oder Vögeln. Mit dem Pinsel ist augenscheinlich keins der vorhandenen deutschen Diplome gemalt, sondern der Ansicht nach müssen sie sämtlich mit Federn geschrieben seyn. Mit Gewißheit aber von einer Schrift nach dem Grade ihrer größern oder min-

dern Schärfe behaupten zu wollen, ob sie mit einem Schreibrohre oder Federkiel geschrieben sey, dürfte wohl an Vermessenheit grenzen.

Dafs die oft schön verzierten farbigen Buchstaben der Manuscripte, häufig wenigstens, nicht anders als mit dem Pinsel aufgetragen seyn können, versteht sich von selbst.

§. 55.

Die sinnliche Darstellung der Worte, geschieht durch Zeichen. Diese sind entweder von Gegenständen der Natur oder Kunst entlehnt, um damit durch eine leichte Ideenverbindung Gedanken zu versinnlichen, (Hieroglyphen, Bilderschrift) oder sie sind willkührliche Bezeichnungen der einzelnen Worte, welche den Gedanken in der Sprache ausdrücken. Die drücken wieder, entweder ganze Worte oder Sylben durch ein willkührliches Zeichen aus, (Zeichenschrift im engern Sinne, z. B. chinesische Schrift) oder sie haben für jeden Ton, aus welchen der Gesammtlaut des Wortes oder der Sylbe zusammengesetzt ist, besondere willkührliche Zeichen. (Buchstabenschrift.)

§. 56.

Da die deutsche Diplomatie, der Regel nach, nur mit Urkunden in deusscher oder lateinischer Sprache sich beschäftigt, so hat sie es auch nur mit den Schriftzeichen dieser Sprachen zu thun, welche in die Klasse der Buchstabenschrift gehören.

Daher wäre eine Untersuchung der Bilder- und eigentlichen Zeichen Schrift hier am unrechten Orte.

§. 57.

Man entlehnet die Bezeichnung der Gedanken und Worte regelmäfsig von demjenigen, von welchem man die dadurch ausgedrückten Kenntnisse selbst erlernte. Alles Wissen der Deutschen, und besonders die Kenntnifs der Schreibkunst, erhielten sie ursprünglich aus Italien, wohin eben diese Kenntnifs aus Griechenland gekommen war. Begreiflich ist daher, dafs auch Italien mit Griechischen, Deutschland mit Lateinischen Buchstaben schrieb und noch schreibt, kurz dafs das abendländische Europa noch bis jetzt keine andere Schriftzeichen gebraucht, als die griechischen Buchstaben.

Ob und in wiefern diese von andern morgenländischen Alphabeten (dem Aegyptischen, Hebräi-Phönicischen etc.) entlehnt, und diese wiederum aus der uraltesten Keilschrift entstanden seyn mögen, diese Untersuchung überläfst der Diplomatiker billig dem Forscher der Morgenländischen Alterthümer und Sprachen.

§. 58.

Es ist interessant, die allmälige Abstufung der Griechischen Buchstaben bis zu der Form zu kennen, welche sie gegenwärtig in Deutschland erhalten haben. Diese Kenntnifs erleichtert das Lesen und mithin das Verstehen der Urkunden ungemein, und wird bey einem richtigen Blicke, einigem Nachdenken und Uebung, leichter zu diesem Zwecke führen, als alle Regeln und Anleitungen, welche gewöhnlich zum Behuf des Lesens der Urkunden gegeben zu werden pflegen.

Einer Uebersicht des Entwickelns der jetzigen Schrift aus dem Griechischen Alphabete ist die erste

Tafel gewidmet. Einige Bemerkungen darüber werden zu ihrer Verständlichkeit hinreichen.

Eine sehr vollständige Darstellung der Bildung der einzelnen Buchstaben in verschiedenen Jahrhunderten findet sich auf den 9 ersten Kupfertafeln zu Le Moine und Batteney prakt. Anweis. zur Diplomantik.

§. 59.

I. Der grössere Theil unserer Diplomatiker hat sich bloß mit der Form der lateinischen Buchstaben beschäftigt, ohne zu bedenken, daß selbst im mittlern Zeitalter in den abendländischen, und sogar Deutschland betreffenden Urkunden noch griechische Schriftzeichen in griechischer Bedeutung vorkommen. Wer das nicht weiß, wird bey dem abgekürzten Worte *Xpo* anstoßen, welches nichts anders als das griechische $\chi\rho\sigma$ ist, und *Christo* bedeutet, oder er wird nicht wissen, weshalb man *IHSV* für *JESV* schrieb, wenn er nicht das *H* in seiner griechischen Bedeutung nimmt, folglich $\iota\eta\varsigma\upsilon\upsilon$ liest:

Wenn daher die diplomatische Buchstabenlehre vollständig seyn soll, darf das griechische Alphabet nicht bei Seite gesetzt werden.

§. 60.

II. Aus dem Griechischen Alphabete fallen im lateinischen und deutschen weg das χ χ , und ψ auch ϑ , weil beyde Sprachen dafür kein einfaches, sondern ein zusammen gesetztes Zeichen (*ch*, *ps* und *th*) behalten haben, und das ω Ω , weil beyde den Unterschied der Griechen zwischen *o* und ω nicht durch Zeichen ausdrücken, sondern sich mit dem *o* allein

behelfen. Das Zeichen des *H* ist für den scharfen Hauch *h'* angenommen, das Ξ ξ hat durch eine sonderbare Verunstaltung das Zeichen des *X* erhalten, das π das ursprüngliche Zeichen von *P* ρ , das Φ ist unser *F*, und aus dem Υ sind die doppelten Buchstaben *y* und *v* auch *u* entstanden. Das letztere wahrscheinlich deshalb, weil der Lateiner den Vokal *u* ursprünglich nicht hatte, daher um sein *u* zu bezeichnen, nicht nöthig fand beständig *ou* zu schreiben, sondern das *o* wegliess, und den Ton allein durch *u* andeutete.

Neue Buchstaben entstanden durch Abbreviaturen eines zusammen gesetzten Lautes im *Q* und *W*: indem *q* nichts anders ist, als $\kappa\omicron\upsilon$, und das den Lateinern nicht bekannte *W* offenbar aus *VV* zusammen gezogen wurde, auch ursprünglich gewiss, wie dieser Diphtong ausgesprochen wurde.

Sollte nicht auch vielleicht das *h* der Lateiner anfänglich den griechischen Ton η ausgedrückt haben, und nur in der Folge zu dessen jetzigem Laute übergegangen seyn? Oder ist vielleicht das Zeichen *H* bey den Griechen, wenigstens in Attika, für den scharfen Hauch mit gebraucht? Zu beyden Vermuthungen giebt die Sigle *H* für 100 Gelegenheit (§. 94.)

§ 61.

III. Die Grundzüge eines jeden Buchstaben sind beständig dieselben, und wer sich übt, diese aufzufinden, erlangt gewiss eine Fertigkeit im Lesen der Diplome aus jedem Zeitalter. Nur muß man sich nicht irren lassen, wenn

- 1) ein Strich etwa ungebührlich lang, ein anderer vielleicht ungewöhnlich kurz ist:

- 2) wenn ein ursprünglich gerader Strich gekrümmt, oder ein gewöhnlich gekrümmter etwa gerade erscheint.

Verderbter Geschmack und unrecht angebrachte Künsteley verursachten sehr häufig die abentheuerlichsten Verunstaltungen, wovon unsere deutsche Druck- oder Schriftbuchstaben noch die Ueberbleibsel sind.

Eine hübsche Auseinandersetzung der Veränderungen, welche jeder Buchstab des lateinischen Alphabets erlitten hat, findet sich in Schönemanns Versuch etc. I. 532. u. fg.

§. 62.

Die Grundzüge der Buchstaben und deren Verbindungen jederzeit durch reingeometrische Linien (gerade oder krumme) anzugeben, erfordert Zeit, und eine sehr feste Hand. Derjenige, der nicht gerade schön schreiben will, verweilt dabey nicht, sondern deutet auf dem möglichst kürzesten Wege die Buchstaben an. Dadurch verlieren sich die scharfen Bestimmungen der einzelnen Linien, welche die Buchstaben bilden, mehrere werden in einen Zug zusammen gefasst, andere gröfser andere kleiner, als die ursprüngliche Struktur des Buchstaben es mit sich bringt.

§. 63.

Man hat hiernach zwey verschiedene Abtheilungen der Buchstaben angenommen, nemlich Capital- und Uncial-Buchstaben. Erstere sind durch geometrische Linien fest bezeichnet, deren Ende sich durch Abschnittslinien scharf bestimmen läfst. Sie sind von gleicher Gröfse, ohne weitere

Nebenlinien oder Verzierungen, und stehen frey und unverbunden neben einander.

Die Capitalschrift findet sich ganz rein nur selten. Sie ist vorzüglich geeignet zu Inschriften. Diplome und Bücher ganz mit reiner Capitalschrift geschrieben, dürftens schwerlich aufzuweisen stehen.

Uncial - Buchstaben sind alle übrigen, bey welchen die Bequemlichkeit des Schreibers sich Abweichungen von der Capitalschrift erlaubte.

Auf der ersten Tafel wird jeder sogleich nach obigen Bestimmungen die Capital - von den Uncialbuchstaben unterscheiden, daher sie einer besondern Darstellung nicht bedürfen.

§ 64.

Weil aber die großen Uncialbuchstaben auch noch zu viel Zeit erforderten, so veränderten sie sich allmählig in diejenigen, welche wir ihrer mindern Gröfse wegen, kleine Buchstaben nennen. Wenn diese ohne Verbindung stehen, und aus möglichst scharfen Linien zusammen gesetzt sind, so nennt man sie schlechthin Minuskel: sind sie in Verbindung mit einander gesetzt, und flüchtig ohne scharfe Bestimmungslinien hingeworfen, so erhalten sie den ihrer Entstehung angemessenen Namen Cursiv.

Auch diese sind auf der ersten Tafel mitbegriffen.

§ 65.

Eine Spielart der Uncial - Schrift ist die verlängerte Schrift, welche sich vorzüglich in den ersten Reihen der Diplome häufig findet. Ihr Cha-

racter ist möglichste Verlängerung der Buchstaben ohne verhältnißmäßige Vergrößerung ihrer Breite, und Schmälerung des Zwischenraumes zwischen denselben.

§ 66.

Ein sonderbares Zusammenschmelzen der Capital- mit der Uncialschrift veranlafte der gothische Geschmack des Mittelalters in der sogenannten Mönchsschrift, von welcher unsere gewöhnliche Druckschrift, und die Fraktur der Canzleyen noch Ueberbleibsel sind. Abschneiden aller Ründungen durch scharfe Ecken, und Brechen der geraden Linien, bezeichnen die Art ihrer Entstehung.

§ 67.

Die zufälligen sogenannten Verzierungen der Buchstaben durch allerley Zusätze und Auswüchse an den Endpunkten, oder Verlängerungen einzelner Theile derselben, oder Einzeichnungen zwischen die Umfangslinien der stärkeren Theile (bekleidete Buchstaben) verdienen, so wie alle Auswüchse des reinen Geschmackes, und Spiele einer ungeregelten Phantasie, kaum einer Erwähnung.

§ 68.

Zur anschaulicheren Darstellung der Schriftarten, so wie sie in Diplomen vorkommen, sind mehrere Zeilen aus Urkunden verschiedener Zeitalter auf der zweyten bis zur siebenten Tafel abgebildet, deren keine jedoch das 9te Jahrhundert übersteigt, weil die deutsche Diplomatie erst von diesem Zeitpunkte anfängt, von Wichtigkeit zu werden. Wen die Urkunden aus den Zeiten der Me-

rovingischen Könige interessiren, findet davon Nachrichten und Proben genug in den größern diplomatischen Werken.

Die zweyte und dritte Tafel zeigen, wie die Schrift der ältern römischen, die deutsche Diplomatie nicht angehenden Cursiv, allmählig wieder in die schöne reine Minuskel übergeht, die im 11ten Jahrhunderte zur Vollkommenheit gedieh. Freystehende Minuskel, mehr oder weniger mit Cursivbuchstaben vermischt, ist der Charakter der Schrift des 9ten und 10ten Jahrhunderts, in welchem letztern die Cursivbuchstaben jedoch seltener werden. Das oben offene *a*, das geschlungene *t* und das oben ausgeschlagene *c* und *e* sind besonders charakteristisch für das 9te Jahrhundert, und verlihren sich im 10ten, welches die reine Minuskel wieder herstellte, immer mehr.

Das 11te Jahrhundert (Taf. IV.) schrieb der Regel nach mit völlig reiner schöner Minuskel, wenn gleich zuweilen wohl ein Cursivbuchstabe mit unterläuft.

Das 12te Jahrhundert machte durch Unterstellung scharfer Ecken an die Stelle der vorigen Rundungen den Uebergang zu derjenigen Schrift, welche, nachdem der verderbte Geschmack der Zeiten keine Bogenlinie (von der Brechung in gerade verschonte, seit dem 13ten Jahrhunderte die allein herrschende wurde. Man nennt sie scharfeckige Minuskel, Neugothische, auch Mönchsschrift. Sie wurde, so wie man mehr zu schreiben hatte, von selbst geläufiger, hing allmählig die einzelnen Buchstaben an einander, und bahnte so durch langsame Abstufungen den Weg zu

der heutigen deutschen Cursiv, deren einzelne Spuren schon zu Ende des 14ten Jahrhunderts sichtbar werden, im funfzehnten sich häufen, und welche im 16ten Jahrhunderte ihre jetzige Form erhielt. Die fünfte, sechste und siebente Tafel sind der Veranschaulichung dieser allmäligen Veränderungen gewidmet.

Dafs die Bücherschrift so ziemlich dieselben Perioden mit der Urkundenschrift halten werde, folgt schon daraus, weil dieselbe Klasse von Leuten, welche die Urkunden fertigte, auch die Bücher schrieb. Ein Unterschied, welcher dem Kenner nicht entgehen wird, kann aus dem mehreren oder mindern Fleisse, der auf die Bildung der Buchstaben verwandt wurde, entstehen.

Die verlängerte Schrift vertrat, so lange sie im Gebrauche war, gerade die Stelle unserer heutigen Fracktur. Hieraus folgt von selbst, dafs sie entweder zu einer eingebildeten Verschönerung, oder zur Auszeichnung diente. In der ersten Hinsicht wurde sie beym Anfange der Urkunde gebraucht, in der letzten häufig bey der Unterschrift, beym Datum, und zum Auszeichnen eigenthümlicher Wörter. Ihr Gebrauch ist zu willkührlich, als dafs sich darüber bestimmte Regeln angeben liessen. Am häufigsten findet sie sich in den Diplomen des 9ten bis 13ten Jahrhunderts, in welchen gewöhnlich die erste Zeile, zuweilen auch mehr, die Unterschrift, und oft das Datum mit dieser Schrift ausgezeichnet wurden. Sie wird minder häufig seit dem 14ten Jahrhunderte, verlohrt sieh jedoch nie ganz, indem sogleich im 16ten Jahrhunderte unsere Fracktur wieder an ihre Stelle trat.

§ 69.

Ein geübtes Auge wird durch öftere Ansicht mehrerer Diplome allmählig eine Fertigkeit erlangen, aus dem Character der gesammten Schrift einer ganzen Urkunde ihr ungefähres Alter bestimmen zu können. Sicherer aber geht der, welcher seiner Erfahrung in diesem Punkte nicht zu viel trauet, sondern alle übrigen Hülfsmittel mit anwendet, welche zur Bestimmung des Zeitpunktes dienen können, in welchem die Urkunde geschrieben worden.

Vermessenheit ist, aus der Structur einzelner Buchstaben sofort auf das Alter einer Urkunde schliessen zu wollen. Diese hängt begreiflicher Weise zu sehr von der Kunstfertigkeit der Schreiber ab, um zu irgend einem sichern Resultate zu führen. Nur ein einziger Buchstab macht hiervon gewisser Maßen eine Ausnahme, nemlich der Vokal *i*. Man findet ihn bis zum Ende des 10ten Jahrhunderts durchaus ohne Accent oder Punkt (*i*); accentuirt (*i*) vom Ende des zehnten bis zum 14ten Jahrhunderte, in welcher Periode er aber ebenso häufig auch ohne Accent erscheint. Im 14ten Jahrhunderte erst fing man neben den beyden Bezeichnungsarten dieses Lautes auch die jetzige an, einen Punkt darüber zu setzen, und seitdem bis zum 16ten Jahrhunderte finden sich alle drey Gattungen in den Urkunden (*i*, *i*, *i*). Seit diesem aber verschwinden die beyden erstern, und das punktirte *i* bleibt allein übrig.

Im Nothfalle kann auch die Schreibart des Diphthongs *ae* zu weitem Nachforschungen leiten. In den ältesten Diplomen findet er sich durch die beyden Buchstaben, aus welchen er besteht, neben ein-

ander bezeichnet (*ae*): bald trat neben diese das geschwänzte *e* (*e*) und verdrängte das *ae* gegen das 12te Jahrhundert fast ganz. Neben beiden aber ist auch sehr oft schon in älteren Zeiten das schlechte *e* für *ae* gesetzt, welches seit dem 13ten Jahrhunderte fast ganz allein gebraucht wurde. Das verschränkte *ae* (*æ*) bleibt in Urkunden des deutschen diplomatischen Zeitalters, nicht so sehr in Handschriften, eine Seltenheit; bis die neuesten Zeiten unsere jetzige Orthographie herbeygeführt haben.

Der sich seit dem 12ten Jahrhunderte über dem *u* zuweilen findende geschlossene oder halboffene Ring (o~) führt der großen Willkühr wegen, welche hierin herrschte, zu keinen sichern Resultaten.

§ 70.

Nicht immer schrieb man die Worte ganz aus. Die Eile des Schreibers, oder Ersparnis des Raumes, oder auch Gewohnheit, veranlassten eine Abkürzung derselben, durch das Hinweglassen einzelner Buchstaben, auch ganzer oder halber Sylben.

Die verschränkten oder zusammengeschobenen Buchstaben (*w*, *æ*) gehören so wenig, als die in oder über einander gesetzten, zu den Abbreviaturen, unter welchen nur solche Schriftabkürzungen verstanden werden, die durch das Weglassen von Schriftzeichen entstehen. Von beyden wird bey Gelegenheit der Monogramme die Rede seyn.

§ 71.

Da eine Schrift bestimmt ist, von andern ausser dem Schreibenden gelesen zu werden, so ist vorzusetzen, daß Abbreviaturen den richtigen

Wortverstand nicht beträchtlich erschweren dürfen. Sie müssen also, insofern sie nicht in Privatannotationen oder Concepten gebraucht sind, welche beyde nicht in das Gebiet der Diplomatie gehören, entweder die einzelnen Worte dennoch verständlich lassen, oder aber durch den Gebrauch dergestalt allgemein eingeführt seyn, daß über den wahren Sinn der Abkürzung in dem Zeitalter, in welchem sie gebraucht wurde, kein Zweifel bey Sachkundigen entstehen konnte.

§. 72.

Keine Abbreviatur ist daher schlechterdings willkürlich, und alle sind erklärbar für denjenigen, der durch Ansicht mehrerer Documente desselben Zeitalters sich mit den darin herrschenden Abkürzungsarten vertraut gemacht hat.

§ 73.

Man kann sie füglich unter folgende zwey Hauptabtheilungen bringen:

1) solche, wodurch nur einzelne Theile des Wortes weggeworfen werden, und wobey ein hinzugefügtes Zeichen dieses Weglassen und die Stelle der Lücke andeutet: Abbreviaturen im eigentlichen Verstande.

2) Solche, die durch einen Buchstaben oder andern willkürlichen Zug ganze Wörter bezeichnen. Siglen. Tironianische Noten.

Die eigentlichen Abbreviaturen, bey weitem der wichtigste Theil der Abkürzungen für den

Diplomatiker, haben deshalb nur wenig Schwierigkeiten, weil sie einen Theil der das Wort bildenden Buchstaben übrig lassen, den Ort der Weglassung durch Zeichen andeuten, und der Zusammenhang ohnehin nur selten einen Zweifel über die weggelassenen Buchstaben zuläßt. Niemand wird z. B. im Lesen des bedeutend abbreviirten Diplomes vom Jahre 126, dessen erste Reihen sich auf der fünften Tafel finden, oder des vom Jahre 1307 (Taf. 6.) anstoßen, gerade deshalb, weil der Sinn die fehlenden Buchstaben oder Sylben von selbst ergiebt. — Inzwischen erleichtert es das Lesen der Documente sehr, wenn man sich mit der Bedeutung der Abbreviaturzeichen einigermaßen bekannt macht.

§ 75.

So willkürlich nemlich diese scheinen, so sind sie doch nicht ohne alle Regeln, mit denen man größtentheils auslangt, und wovon nur dann eine Ausnahme anzunehmen ist, wenn ihre Anwendung einen vernünftigen Sinn nicht an die Hand geben sollte.

In den ältesten Zeiten bis zum zwölften Jahrhundert waren in Urkunden die Abbreviaturen so häufig noch nicht. Es bedurfte daher für die Hinweglassungen noch nicht so verschiedenartiger Zeichen. Eine simple Bezeichnung der Stelle, wo etwas fehlte, war damals hinreichend, und diese geschah durch einen Strich, oder einen andern willkürlichen Zug, wie deren auf der zweyten, dritten, und vierten Tafel vorkommen.

Als aber im 12ten, noch mehr im dreyzehnten Jahrhunderte, die Abkürzungen Ueberhand nah-

men, (fühlte man es wahrscheinlich selbst, daß, wenn nicht die verschiedenartigen Weglassungen durch verschiedene Zeichen angedeutet würden, leicht Mißverständnisse entstehen könnten, und durch allgemeine Gewohnheit wurden für lateinische Urkunden folgende Abkürzungszeichen eingeführt:

1) ein gerader oder auch geschlängelter Querstrich bezeichnet im allgemeinen eine jede Abkürzung, besonders aber die Hinweglassung eines *m* oder *n*, oder einer Sylbe, die durch diese Buchstaben besonders gebildet ist. Die Urkunden von 1236, 1262 und 1307 (Taf. V. u. VI.) geben hiervon hinreichende Beyspiele.

2) *9* bedeutet der Regel nach die Endsylbe *us*, und ist eine seit dem 11ten Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten fortgepflanzte Abbreviatur, die aus *us* sehr begreiflich entstand. — Steht es am Anfange eines Wortes oder einer Sylbe, so bedeutet es *con* oder *com*, und entstand aus einer Zusammenziehung dieser Buchstaben, vorzüglich seit dem 12ten Jahrhunderte. — Flüchtige Schreiber ließen oft das Auge weg, wodurch denn dieses Zeichen häufig die Gestalt eines umgekehrten *c* (*9*) erhielt. — Windungen des heruntergehenden krummen Striches, wie sie in der Urkunde von 1236 (Taf. V.) vorkommen, verändern dasselbe im wesentlichen nicht.

3) ein geschlängeltes Häkchen *§* bedeutet eine Sylbe, worin *r* der hervorstehende Buchstab ist, wie es denn gewiß nichts weiter, als ein flüchtiges *r*, anfänglich war. Beyspiele davon finden sich in dem Diplome von 1262, (*Albertus, sincere, pervenerit, uniuersis*), von 1307 (*Albertus, Ecbertus, Lut-*

terigehusen), von 1437 (*Vniuersis, generali*) (Taf. V. u. VI.)

4) ein Semicolon ; welches in ein einer arabischen Drey ähnliches Zeichen ausartet, bezeichnet die Endsylbe eines Wortes, und muß daher jederzeit dem Wortverstande gemäß gelesen werden. Z. B. im Diplome von 1307 (Taf. VI) *quoque, dominus, omnes*, bey welchem letzten Worte der krumme Strich oben die weggelassenen Buchstaben *mn* und das jetzt erwähnte Zeichen die Sylbe *es* bedeutet. Hinter einem einzelnen *f* zeigt es an, daß entweder *fed* oder *sicut*, hinter *l* daß *licet* zu lesen sey.

5) *p* mit einem darüber befindlichen Striche heißt *prae* z. B. *praesentium, praesens* in den Diplomen von 1262 u. 1307 (Taf. V. u. VI.); *p* unten durchstrichen bedeutet *per*, auch wohl *par* z. B. *peruenerit, parrochiani* in den ebengedachten Diplomen. *p* durchstrichen und mit einem Häkchen an der linken Seite heißt *pro*, z. B. *protestamur* in dem Diplome von 1307.

6) ein Schluß *r* dessen unterer Querstrich mit einem Striche oder Häkchen schräg durchzogen ist, bedeutet die Sylbe *rum*: z. B. *quorum* im Diplome von 1307.

Dasselbe *r* etwas über die Zeile hinaufgerückt zeigt die Sylbe *ur* an, wie z. B. bey dem Worte *dicitur* häufig vorkommt.

Manche haben dies *r* für die arabische Zahl 2 angesehen, der es sich, flüchtig geschrieben, freylich nähert, aber dennoch immer *r* bleibt.

7) Oefters wird eine queergelegte 8 (∞) auch zur Bezeichnung von *ur* gebraucht; z. B. bey *pro-*

testamur in der Urkunde von 1307, wenn gleich dieses Zeichen sonst wohl zu den allgemeinen Abbrivaturzeichen zu rechnen seyn dürfte.

8) Ein geöffnetes *a* über der Linie, mit oder Querlinie darüber, bedeutet entweder ein weggelassenes *a*, oder eine Sylbe worin *a* der herrschende Buchstab ist. Z. B. auf der 8ten Tafel *tam, quam, qualiter, aliqua*. Eben so bey *contra* und andern Wörtern, wo es *ra* anzeigt.

9) Unwissenheit veranlafte ein neues Abbrivaturzeichen, welches ungefähr die Gestalt eines heutigen Cursiv *n* hat, und nichts anders ist, als eine verderbte Nachbildung des geschlängelten Häkchen (Nr 3) oder des offenen *a* (Nr 8). Daher bedeutet es auch eine Sylbe, worin entweder *r* oder *a* der vorzüglichste Buchstab ist. Z. B. *contra, arbitramur, monacho*, auf der achten Tafel.

10) Die Abbrivatur *xpo, xpi, xpiani* etc. (Diplom von 1066, 1437. Taf. IV. VI.) sind bereits so weit es nöthig §. 59. erläutert.

Die deutschen Urkunden behalten so ziemlich die lateinischen Abbrivaturen, so viel deren auf die deutsche Sprache anwendlich sind. Besonders

a) den Querstrich Nro 1) vorzüglich für ausgelassenes *n* oder *en*, oder *m* etc. und

b) das geschlängelte Häkchen (Nro 3) für *er*; von welchen beiden Abkürzungen auf der sechsten Tafel in dem Diplome von 1279 sich Beyspiele finden.

Als die jetzige Cursivschrift aber die Mönchschrift verdrängte, und jedes Wort möglichst in einem Zuge geschrieben wurde, fing man auch an,

diese Zeichen, wo es thunlich war, mit den Buchstaben zu verbinden. So hing man den Strich für *er* an die Buchstaben nach unten zu, wie bey gefunden, gegen, gehören, auf der achten Tafel, und deutete die Abkürzung für *er* durch einen krummen Strich oben am Buchstaben an, wie z. B. die Worte: *der Vater, wiederum, auf eben der Tafel* zeigen.

In Büchern, welche nicht immer mit dem Fleisse geschrieben wurden, als Diplome, und bey denen der Länge wegen, mehr auf Ersparung der Zeit zu sehen war, finden sich die Abbreviaturen begreiflicher Weise noch häufiger, und schon in einer früheren Periode, als in Urkunden.

§ 76.

Diese Regeln begreifen freylich nicht alle vorkommenden Abkürzungen. Die übrigen aber sind entweder so leicht, daß sie keiner Erwähnung verdienen, oder so selten, daß ihre Kenntniß nur ein eingeschränktes Interesse hat. Ueberdem gehört es nicht in einen kurzen Begriff der Wissenschaft, den einzelnen Verzerrungen flüchtiger, zum Theil schlechter Schreiber, sämtlich nachzuspüren.

Wer zum Verstehen einer einzelnen Abkürzung noch Hülfe bedarf, erwarte solche in

Baring Clavis diplomatica. Hannov. 1751. 1754. 4.

Waltheri (Jo. Lud.) Lexicon diplomaticum, Abbreviaturas syllabarum et vocum in diplomatibus et codicibus a Saec. VIII ad XVI usque occurrentes exponens — c. praef. Jo. Henr. Jung. Goett. 1747 Fol. ed. 2da ibid. 1751.

Le Moine und Battene y practische Anweisung zur Diplomantik. Nürnberg. 1776. 4to.

Konr. Mannert Miscell. meist diplom. Inhalts.
Nürnb. 1795. 8. Kap. 3.

zu finden.

§. 77.

Eine Hauptrücksicht hiebey aber ist die, daß man sich nicht etwa aus Bequemlichkeitsliebe verleiten lasse, sogleich bey jedem abgekürzten Worte zu den eben gedachten Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, sondern stets von dem Grundsatz ausgehe, daß eine Urkunde als ein für sich bestehendes und zusammenhängendes, einen vernünftigen Sinn habendes Ganzes, auch durch sich selbst verständlich seyn müsse, und daß die Lesart einer Abkürzung jederzeit die richtigere sey, welche mit dem Sinne des Ganzen, und der Geschichte und Verfassung der Zeit des Documentes am besten übereinstimmt, wenn sie auch von allen Abbrüviaturen-sammlern (die aus Mangel eines allgemeinen Gesichtspunktes sich grofsentheils eine unnöthige, höchst-überflüssige Mühe gegeben haben) bisher anders wäre gelesen worden.

§ 78.

Eine noch viel kürzere Methode zu abbreviiren ist die, wenn man statt den Stamm des Wortes beyzubehalten, dasselbe nur durch einen einzigen, höchstens zwey, gewöhnlich den Anfangsbuchstaben ausdrückt. Ein solcher ein ganzes Wort bedeutender Buchstab heist eine Sigle. Ihr Gebrauch reicht in das graueste Alterthum hinauf.

Wem sind nicht z. B., um frühere Zeiten nicht zu erwähnen, die römischen Siglen S. C. (*Senatus*

Consultum) oder *S. P. Q. R.* (*Senatus Populusque Romanus*) bekannt?

§ 79.

Begreiflich ist, daß wenn die Schrift verständlich bleiben soll, nur für solche Worte Siglen gebraucht werden dürfen, welche in dem Zusammenhange, und an dem Orte, wo sie sich befinden, erwartet werden, und deren Bedeutung daher dem sachkundigen Zeitgenossen nicht zweifelhaft bleiben kann. Dieses ist der Regel nach bey Vornamen und Titeln, oder auch bey solchen Wörtern der Fall, die sich an der Stelle des Zeichens von selbst verstehen.

§ 80.

Nur solche Siglen trifft man daher auch in den Urkunden Deutschlands an. Der Name, auch wohl der Titel des Ausstellers, oder anderer in der Urkunde vorkommender Personen, ist sehr oft nur durch einen Buchstaben angedeutet, weil die Zeitgenossen recht gut wußten, wie der Mann hieß, von dem die Rede war: andere Wörter nur selten, und diese ergiebt der Zusammenhang hinreichend. Z. B. *e.* für *est*: *l.* für *vel.* *h.* für *heilig.* *tt.* für *titulo* u. s. w.

§ 81.

So leicht die letztern nicht Namen bedeutenden Siglen zu erklären sind, eben so schwierig ist es, jetzt die Namensiglen bestimmen zu wollen, weil es so viele Namen giebt, die denselben Anfangsbuchstaben haben. Nur durch eine sehr genaue Kenntniß der Geschichte und Genealogie kann man

sich berufen finden, für die Siglen Namen unterzustellen.

Brauchbare Hülfsmittel für denjenigen, welcher besonders in antiquarischer Hinsicht diese Materie studiren will, sind:

Joh. Nicolai de siglis veterum. L. B. 1703. 4.

Joh. Gerrard Siglarium Romanum. Lond. 1792. 4.

§. 82.

In dem ganzen diplomatischen Zeitalter Deutschlands finden sich Siglen in den Urkunden: am häufigsten zwischen dem 11ten und 16ten Jahrhunderte, und noch bis jetzt bedient man sich ihrer häufig genug.

§. 83.

Eine besonders merkwürdige Sigle ist diejenige, wodurch der Aussteller der Urkunde, auch wohl andere, ihre Ergebenheit gegen die christliche Religion bezeugten, vielleicht nur ein öffentliches Bekenntnis ihres Aberglaubens ablegten. Ein auf Christum, oder auf Gott hindeutendes Zeichen nemlich schützte gegen Zauberrey und den Einfluß böser Geister, daher die alte, noch jetzt nicht ganz erloschene Sitte, alles was man davor bewahren wollte, entweder mit dem Kreuze, oder einem diesem gleichbedeutenden Zeichen zu versehen. Was Wunder, wenn man dieses auch bey Schriften that, an deren Erhaltung gelegen war, wie Bücher und Urkunden? — Dies Zeichen heist Chrismon, Chrismum, Chrismus.

Diese Erklärung scheint die natürlichste, weil sie auf alle Chrismen paßt. Vergl. übrigens

Gatterers Abriss der Dipl. §. 65. und 88 Nr 3.
89. 92.

Dessen *Elem. art. dipl.* §. 235. und die das. angeführten Schriftsteller.

Grubers Diplomantik I. S. 145.

Spiegs Aufklärungen in der Gesch. u. Dipl. Bayreuth 1791 4. S. 110.

§. 84.

Das Zeichen selbst war gleichgültig, wenn es nur den Zweck erfüllte. Daher finden sich Kreuze aller Art und Gestalt, die Sigle , zuweilen auch mit den Buchstaben α und ω begleitet u. s. w. Vorzüglich aber wurde eine auf den Namen Christi Bezug habende Sigle zu diesem Behuf gebraucht. In derselben ist *C* (*Christus*) der fast durchaus unverkennbare Buchstab, der jedoch nicht immer allein, sondern häufig mit einem oder mehreren andern verschränkt erscheint. So findet sich durch denselben hindurch gezogen ein langer, theils verzierter, theils schlichter, einem *J* ähnlicher Strich, welcher *Jesus*, oder wenn man einen in mehreren ältern Christmen unten an diesem vorkommenden Zug für ein *n* will gelten lassen, *In*, und solchergestalt die Sigle *In Christi nomine* heißen kann.

§ 85.

So willkührlich nun auch die Bildung dieses Andachts- oder Beschwörungszeichens an sich war, so führte doch der allmächtige Gebrauch auch hierin eine ziemlich feste, nur allmälige Abstufungen leidende Form ein.

1) In den ältesten Urkunden der Merovinger und

früheren Carolinger ist der lange Strich hervorstechend, und bald mit χ , bald, vielleicht etwas später, mit C , neben andern Verschlingungen bezeichnet. Hieraus ist die erste Entstehung der Sigle erklärlich. Der Strich mit seinen obern Verzierungen bedeutete das ρ , und das an demselben befindliche χ vollendete das *Labarum*. Der Kopf des ρ formte sich allmählig in ein C um, und nun wurde aus dem anfänglichen *Labarum* die Sigle $\mathcal{J}. C.$ oder $\mathcal{J}. C. n.$, wobey das lange I der Hauptbuchstab schien. Diese Form der Chrismen findet sich bis zum Ausgange des 9ten Jahrhunderts. (Ein solches ist auf der II. Tafel abgebildet.)

2) Allmählig wurde das C gröfser und deutlicher, und das $\mathcal{J}$ verlor seine bestimmte Form. Schon das Chrismon Ludwigs des Jüngern auf der zweyten Tafel, giebt ein hervorstechendes noch dazu doppeltes C , wogegen man seine Einbildungskraft anstrengen muß, um in dem hinuntergehenden Striche ein $\mathcal{J}$ zu finden. Seit dem wurde das C völlig überwiegender Buchstab, das $\mathcal{J}$ verlor sich in einen oben und unten angebrachten Strich, so daß endlich seit den Zeiten Ottos III. und Heinrichs II., also etwa seit dem 11ten Jahrhunderte,

3) der Buchstab C allein übrig blieb, welcher bald schlicht, bald mit Verzierungen und andern Zeichen oder Buchstaben versehen erscheint. (Vergl. Taf. III. IV.).

4) Am Ende des 12ten Jahrhunderts hatte man vermuthlich die Bedeutung dieses Anfangszeichens schon vergessen und betrachtete es als eine Verzierung ohne Sinn. Denn, wenn gleich in einigen Ur-

kunden Kaiser Otto des IV. sich noch der Buchstab C findet, so beweiset doch der Zierrath am Anfange der Urkunde von 1199 (Taf. V.) dafs man schon damals von dieser Form abwich, und dafür etwas anders unterlegte. Denn hierbey ist wohl kaum an das ehemalige J, noch weniger an ein C, gedacht, vielmehr scheint der Schreiber nur einen Zug ohne Bedeutung verfertigt zu haben.

5) Dergleichen Züge von unbestimmter und unbedeutender Form finden sich seitdem an der Stelle der vorigen Chrismen, bis auch diese mit dem Ausgange des 14ten Jahrhunderts gänzlich verschwinden.

Abbildungen mehrerer Chrismen finden sich in
Gatterers Diplomantik Taf. II.

Grubers Diplomantik I. Taf. 4.

Walthers Lexicon dipl. Col. 451—453. und in den bekannten grossen Werken, welche Abbildungen von Schriftproben und Diplomen geliefert haben.

Ob die Gatterersche Erklärung des merkwürdigen Chrismon Ottos des Dritten (Taf. III.) richtig sey, ist hier nicht der Ort zu untersuchen.

§. 86.

Da die Chrismen gewöhnlich die Form hatten, welche eben für eine jede Periode derselben angegeben worden, so kann man sie als eins von denjenigen Zeichen betrachten, auf welche zur Beurtheilung der Aechtheit oder des Alters einer Urkunde neben andern mit Rücksicht zu nehmen ist. Es versteht sich jedoch von selbst, dafs wenn hie und da ein Chrismon vorkommt, welches nicht die Buchstaben J oder C ausschliessend zur Grundlage hat,

hierauf die vorstehenden Regeln nicht strenge anwendlich seyn dürften.

§. 87.

Aus der §. 83 angegebenen Erklärung folgt übrigens, daß der eigentliche Ort des Chrismon der Anfang der Urkunde sey. Zuweilen findet sich indessen dieses Zeichen auch, besonders zu den Zeiten der Carolinger, vor der Recognitionsformel der Kanzler, in den Recognitionszeichen selbst, vor den Namen der Zeugen, ja, wiewohl höchst selten, vor dem Datum.

Die Form der Urkunden erklärt leicht, wie das Zeichen auch an diese Orte habe kommen können.

§. 88.

Durch eine Mischung von Abbreviaturen, Verschränkungen der Buchstaben, Siglen und willkürlichen Zeichen, war schon zu den Zeiten der Römer (vielleicht noch früher) eine Geschwindschreiberey durch eine Gattung der Zeichenschrift entstanden, deren Zeichen von ihrem Sammler und Bearbeiter Tiro, (Ciceros Freygelassenen) die Benennung der tironianischen Noten erhalten haben. Sie kamen von den Römern auf die Franken und Deutschen, und man hat noch ganze Bücher, auch Urkunden aus den Zeiten der Carolinger, welche mit diesen Zeichen geschrieben sind. Daher sind sie für die Diplomatik sowohl, als die Philologie von Wichtigkeit. Aber ihr Studium erfordert ein ganz eignes Bestreben, und alles, was über ihre Zusammensetzung und Formirung mit ein Paar Worten gesagt werden kann, ist im Grunde nichts weiter, als das Auslegen einiger Gelehrsamkeit ohne Zweck und Nutzen. Da-

her unterbleibt dies hier mit Recht, und es wird nur so viel bemerkt, daß der Diplomatiker bey seinen gewöhnlichen Arbeiten ihre genaue Kenntniß entbehren kann, sobald er nicht in das allerspätteste Alterthum zurückzugehen Veranlassung hat, weil bis jetzt noch keine neuere Diplome, als von Ludwig dem Frommen, mit dieser ohnehin für verständlich seyn sollende Urkunden nicht geeigneten Zeichenschrift gefunden sind, und weil übrigens diese Zeichen nur in den Unterschriften der Canzleyen und besonders in den Recognitionszeichen der Canzler, mithin in den unwichtigeren Theilen der Urkunden, nur einzeln noch bis zum 11ten Jahrhunderte vorkommen.

Sie alle zu entziffern wird nicht anders möglich, bis einem Manne von Kopf und Kenntnissen es gelingt, sichere Regeln zu erfinden, nach welchen sie geformt wurden, und auf diese eine vollständige Auslegung derselben zu gründen. Hoffentlich ist dies von Lichtenberg in Gotha bereits geschehen, nur bleibt der Wunsch, sein *Lexicon Tironianum* bekannt gemacht zu sehen, leider noch immer unerreicht. Bis dahin muß man sich begnügen mit *Carpentier* (*D. p.*) *Alphabetum Tironianum. Paris 1747.* und demjenigen, was davon im *Nouveau traité de Dipl. T. III. P. II. Sect. IV. Chap. X.* vorkommt.

§. 89.

Nur einige davon sind als Abkürzungen auch in die neuere Schrift übergegangen, und zum Theil noch jetzt im Gebrauche. Hiervon finden sich Beispiele in der zweyten Zeile der achten Tafel. (Vergl. *Walthers Lex. diplom. Col. 439 sqq.*)

Daß die Geschwindschreiber Englands noch jetzt

mit Zeichen schreiben, die den Tironianischen Noten ähneln, ist eine bekannte Sache.

§. 90.

Eine ganz eigene Gattung der Schrift sind die Zahlzeichen. Es ist unrichtig sie zu den Abbrüviaturen zu rechnen, denn sie sind weder eigentliche Abkürzungen, noch Siglen, noch Tironianische Noten. Vielmehr gehören sie zu der Zeichenschrift im engern Sinne (§. 55.) indem sie den Begriff einer Zahl durch willkürlich gewählte selbstständige Zeichen ausdrücken.

§. 91.

Da die Deutschen ihre Buchstabenschrift von den Römern erborgt haben, so läßt sich ohne weiteres erwarten, daß sie auch ihre Zahlzeichen von diesen erlernt haben werden. Wirklich hat man sich der römischen Zahlen auch bis zum 15ten Jahrhunderte fast ausschließend in Urkunden bedient. Sie sind ursprünglich wahre Hieroglyphen, die, nachdem ihre erste Entstehung vergessen war, allmählig zu Buchstaben wurden. Auf der ersten Tafel findet sich eine Abbildung der vorzüglichsten ihrer verschiedenen Formen, welche niemandem auffallen werden, der schon mit den Veränderungen, welche die Buchstaben in den Händen der Schreiber erlitten haben, vertraut ist.

Die Erklärung des Entstehens dieser ursprünglichen Zahlformen aus (wenn es erlaubt ist, ein neues Wort zu schaffen) Hieroglyphen-Siglen, gehört nicht in die Diplomatie Deutschlands, weil die Formen nicht in diesem Reiche entstanden, sondern schon vollendet in demselben aufgenommen

wurden. Die Gatterersche Erklärung in den *Elem. art. dipl. p. 65.* aber ist für denjenigen, der ein wenig Einbildungskraft mit zu Hülfe nimmt, ohne welche dergleichen Nachforschungen durchaus nicht angestellt werden können, gewiss sehr befriedigend.

Besonders zu bemerken ist es, daß ein Querstrich über einer Zahl jedesmal tausend bedeutet.

Z. B. $\overline{I}$ $\overline{II}$ 1000. 2000. Wahrscheinlich schrieb man anfänglich $\frac{M}{I}$ $\frac{M}{II}$, so wie man jetzt noch

wohl $\frac{I}{m}$ schreibt, und liefs nachher das M als

durch den Strich hinlänglich bezeichnet, weg. Zuweilen findet sich der Querstrich auch unter der Zahl, I II , woher denn das Zeichen für 1000 wohl als ein umgekehrtes T (L) erscheint.

Einige dieser Zeichen bedürfen, so lange sie noch in ihrer verderbten Gestalt erscheinen, Aufmerksamkeit, wenn man sie nicht mit andern von fast derselben Form verwechseln will, welches besonders bey den Zeichen VI—VIII der Fall ist, welche zwischendurch andern, die V—VIII bedeuten, sehr ähnlich werden.

§. 92.

Eine weit vollkommnere im Decimalsysteme gegründete Zahlenform brachten die Araber aus dem Oriente mit nach Spanien, von welchen sie die Europäischen Gelehrten ungefähr im 13ten Jahrhunderte lernten, aus deren Büchern sie äusserst sparsam im 14ten, noch selten im 15ten, häufiger im 16ten Jahrhunderte in die Urkunden übergingen, und seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts darin diejenige Allgemeinheit erreichten, welche sie noch jetzt behaupten. Ihre Entstehung und verschiedene Bildung

findet sich den Hauptzügen nach gleichfalls auf der ersten Tafel, wobey es überflüssig wäre, auf die schon vorhin erwähnte Aehnlichkeit mehrerer Zahlzeichen hier nochmals aufmerksam zu machen.

Dafs die Arabischen Zahlen ausschliessend Ziffern genannt werden, bedarf kaum einer Erwähnung.

§. 93.

Zuweilen, besonders im 14ten Jahrhunderte, erlaubte man sich, römische und arabische Zahlen zu verbinden, wie davon die erste Tafel bey den Zahlen 104. 106. 144. Beyspiele enthält, und die eben daselbst befindlichen zwey Nullen (00) statt 100 zeigen, dafs man im 14ten Jahrhunderte noch nicht recht mit diesen neuen Formen umzugehen wufste. — Eine der sonderbarsten Zusammensetzungen alter und neuer Formen zeigt der Bruch $\frac{1}{2}$. Statt dafs ihn der Römer durch die Sigle *S* (*Semis*) bezeichnete (z. B. *IIS* für $2\frac{1}{2}$), schrieb man im 14ten bis zum 16ten Jahrhunderte häufig römische Zahlen, denen man durch einen Querstrich ihren Werth um die Hälfte der Einheit verminderte. Z. B. dienen die auf der ersten Tafel befindlichen Zeichen für $\frac{1}{2}$, $1\frac{1}{2}$, $4\frac{1}{2}$, $8\frac{1}{2}$, $9\frac{1}{2}$, welche deshalb zwischen die Arabischen oder neuern Zahlzeichen gesetzt sind, weil sie nicht ächt römischen Ursprunges zu seyn scheinen.

Mehrere Abbildungen der Zahlen von verschiedenen Zeitaltern finden sich in *Walters Lex. dipl. Col. 456 u. fg.* Schade nur, dafs hier römische und arabische durch einander geworfen sind.

§. 94.

Griechische Zahlen sind begreiflich in unsern lateinischen oder deutschen Urkunden eine seltene

Erscheinung. Sie finden sich vorzüglich in den sogenannten förmlichen Briefen (*litterae formatae*, s. *canonicae*) der Bischöfe, welche bis zum 11ten Jahrhunderte gebräuchlich waren, das heisst solchen feyerlichen Briefen, die zur Verhütung des Verfälschens gewisse Kennzeichen hatten, welche wenigstens zum Theile darin bestanden, dafs man zwischen den lateinischen auch einige griechische Buchstaben- und Zahlenzeichen mit gebrauchte.

Ueber die *litteras formatas* s. *Nouveau traité de dipl.* I. p. 239.

Für diese seltenen Fälle ist inzwischen dem Diplomatiker eine Kenntniß des Griechischen Zahlensystemes nicht ganz unentbehrlich, und daher dessen kurze Berührung hier nothwendig.

Bey geringen, und wenn die höchste der auszudrückenden Zahlen 24 nicht überstieg, zählten die Griechen wohl nach den Buchstaben des Alphabetes, so dafs $\alpha = 1$, $\beta = 2$ u. s. w. bedeutete, wie dies z. B. bey der Zählung der Homerischen Bücher der Fall ist, und auch wir noch jetzt z. B. bey Unterabtheilungen die Buchstaben unsers, oder eines fremden Alphabetes, statt der Zahlen gebrauchen.

Für grössere Zahlen, und überall im gewöhnlichen Gebrauche, bediente man sich ebenmäfsig der Buchstaben des Alphabetes nur in einer andern Folge, welche, die Zeichen ausgenommen, mit dem Decimalsysteme der Araber ziemlich harmonirt. Die acht ersten Buchstaben des Alphabetes nemlich: (α — θ) wurden, mit Einschiebung des Phönicischen Vau (ς) für die Zahl 6, zur Bezeichnung der Einheiten (1 — 9) gebraucht: die darauf folgenden acht (i — π)

bedeudeten die acht ersten Zehner (10—80) und im Phönicischen Koppa (Ϟ oder q) nahm man ein neues Zeichen für die Zahl 90 auf: die Hunderte wurden wieder durch die letztern 8 Buchstaben des Alphabetes (ϟ—ω) bezeichnet, und das fehlende Zeichen für 900 in dem Phönicischen Sampi (Ϡ) hinzugefügt. Tausende anzudeuten fing man das Alphabet wieder von vorn an, und machte den tausendfach erhöhten Werth der Buchstaben durch eine senkrechte Linie unter denselben bemerklich. ($\alpha = 1000$; $\beta = 2000$ u. s. w.)

Von diesen gewöhnlichen Zahlzeichen Griechenlandes aber wichen diejenigen ab, welche in Attika gebräuchlich waren. Diese waren bis auf die vier ersten Einheiten, welche durch Striche angedeutet wurden, eigentliche Siglen: nemlich Π ($\piεντε$) = 5; Δ ($δεκα$) = 10; H (HEKATON, $εκατον$) = 100; X ($χιλιοι$) = 1000; M ($μυρια$) = 10000. Eine durch Π eingeschlossene Zahlsgle aber wurde dadurch um ihren fünffachen Werth erhöht

($\overline{\Delta} = 50$; $\overline{H} = 500$; $\overline{X} = 5000$; $\overline{M} = 50000$.)

§. 95.

Ausser den Zeichen für Worte und Zahlen bekümmerte man sich anfänglich wenig darum, wie man dem Leser einer Schrift es bequem machen könne, ihren Sinn leicht zu fassen. Man schrieb die Worte ohne Zwischenräume dicht bey einander, und überliess es dem Leser, sie selbst zu sondern. Bald aber lernte man das Beschwerliche dieser Schreiberey einsehen. Schon seit Carls des

Großsen Zeit fing man daher an, in Urkunden die Worte von einander abzusondern, auch wohl das Aufhören einer Periode durch einen längern Zwischenraum der Worte anzudeuten. Seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts wurde die Absonderung der Worte allgemein, aber an eigentliche Interpunction dachte man damals noch nicht. Einzelne Punkte in der Mitte oder oberhalb der Buchstaben, besonders hinter den Zahlzeichen, auch sparsam hier und da zwischen Perioden, zu den Zeiten der Merovinger und Carolinger, können für eine regelmäßige Interpunction nicht gelten. Indefs fing man doch seit dem zehnten Jahrhunderte an, auch auf diese Bequemlichkeit des Lesers einige Rücksicht zu nehmen. Ein Punkt zeigte, wenigstens der Regel nach, das Aufhören einer ganzen oder halben Periode an, wenn aber auch andere Zeichen sich finden, so haben sie doch nur gleiche Bedeutung mit dem Punkte, ohne daß irgend eine Spur nachwiese, daß man mit verschiedenartigen Zeichen auch eine verschiedene Bedeutung der Interpunction verbunden hätte. Im dreizehnten Jahrhunderte veränderte sich der Punkt in einen schrägen Strich, welcher nun eine Zeitlang das alleinige Interpunctiionszeichen wurde, bald aber diesen Platz am Ende der Periode wieder dem Punkte einräumte, als Unterabtheilungszeichen aber, oft häufiger als nöthig war, beybehalten wurde, und endlich die Gestalt und Bedeutung unsers Komma erhielt. Die übrigen heutigen Interpunctiionszeichen kommen freylich auch zwischendurch in Urkunden vor, aber ohne Regeln und ohne diejenige Auswahl, welche gegenwärtig bey ihrer Anwendung gemacht wird. Diese ist vorzüglich erst durch die guten Ausgaben gedruckter Bücher, also in neuern Zeiten

eingeführt, und die tägliche Erfahrung lehrt hinreichend, daß noch jstzt die Urkundenschreiber sie häufig nicht richtig anzuwenden verstehen.

Der Punkt wurde übrigens in Urkunden sowohl als Handschriften, in ganz verschiedenen Gestalten und Verzierungen dargestellt. Bald erscheint er als ein Kreuz mit oder ohne Zierrathe, bald in bladförmiger, drey- oder viereckiger Gestalt, bald vertritt ein willkührlicher Zug oder Figur ohne Bedeutung seine Stelle. Es ist überflüssig diese verschiedenartigen Zeichen abzubilden, weil der Sinn von selbst jedesmal sogleich anzeigt, daß ein solcher Zug statt eines Punktes da stehe. *Walthers Lexicon dipl.* giebt für denjenigen, dem daran gelegen ist, mehrere Zeichen auf einmal zu übersehen, auf der 453 und 454sten Spalte eine hinreichende Anzahl. Auch finden sich dergleichen genug auf der 3ten Tafel zu Gatterers, und der ersten zu Grubers Diplomantik, der größern Werke nicht zu gedenken.

Obiges ist nicht völlig anwendlich auf handschriftliche Bücher, in welchen die schon aus den Zeiten der Römer darin gewesenen Interpunktionen der Regel nach von den Abschreibern beybehalten wurden.

§. 96.

Auch daran dachte man anfänglich nicht, durch irgend ein Zeichen anzudeuten, wenn ein Wort am Ende einer Zeile abgerissen war. Erst seit etwa der Mitte des zwölften Jahrhunderts in Urkunden, etwa hundert Jahre früher in Büchern, finden sich die in einem einfachen oder doppelten Schräg- oder Querstriche bestehenden Theilungszeichen, welche auch häufig beym Anfange der folgenden Zeile wiederholt wurden, ohne daß jedoch darüber sich eine bestimmte Regel angeben läßt.

§. 97.

Bey der groſſen Willkühr, welche in Ansehung der Interpunktions- und Theilungszeichen statt gefunden hat, sind beyde zur Beurtheilung des Alters oder der Aechtheit von Urkunden nur von äusserst geringer Anwendlichkeit.

§. 98.

Die in Büchern längst gebräuchlich gewesene Methode, die Zeilen auf vorgezogene Linien mit dem Griffel oder mit Reifsbley, Braunstift, oder Dinte zu schreiben, und durch Perpendicular-Linien zu beyden Seiten Rände abzuschneiden, ging auch eine Zeitlang in die Urkunden über, in welchen sich besonders im 13ten Jahrhunderte solche Linien mit Braunstift oder Dinte gezogen finden, ohne dass jedoch diese Willkühr der Schreiber von irgend einigem Einflusse auf diplomatische Regeln wäre.

Cap. VI.

D r i t t e s H a u p t s t ü c k .

Inhalt der Urkunden.

I. G e s c h i c h t l i c h e r .

§. 99.

Da eine Urkunde eine feyerliche Bescheinigung einer Thatsache ist, so muss ihr Inhalt nothwendig in zwey verschiedene Abtheilungen zerfallen. Es wird darin nemlich eine Thatsache erzählt, (geschichtlicher Theil der Urkunde,) und die Erzählung geschieht auf eine solche Weise, dass

die Art des Vertrages selbst über die Wahrheit der Thatsache keinen Zweifel übrig lassen soll. (förmlicher Theil der Urkunde.)

§. 100.

Zur Prüfung eines Diplomes ist es daher wesentlich, ebensowohl zu untersuchen, ob die Thatsache an sich innere Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit habe, als ob deren Vortrag von der Art sey, daß daraus die Absicht, die Thatsache zu bescheinigen, hervorgehe.

§. 101.

Bey der Prüfung des geschichtlichen Theiles der Urkunden kommen sowohl die Person des Erzählers, als die vorgetragene Thatsache selbst in Betrachtung.

§. 102.

Die erzählenden Personen können nun eben sowohl wirkliche, als moralische Personen seyn, je nachdem die Urkunden von Individuen, oder Gemeinheiten und Corporationen ausgestellt sind.

§. 103.

Die Individuen sind aber entweder Vorsteher eines Staates, oder Privatpersonen. Die ersteren können wieder in verschiedenen Verhältnissen betrachtet werden, insofern sie nemlich in Beziehung gegen andere Staaten stehen, oder als Regenten ihres Staates gegen dessen Bürger erscheinen, oder aber Handlungen vornehmen, die nur ihre Privatangelegenheiten betreffen.

Urkunden von Regenten oder deren Stellvertretern in der erstern Hinsicht sind Urkunden des Völker- oder äufsern Staatsrechtes z. B. Kriegserklärungen, Friedensschlüsse, Bündnisse, Handels- Subsidien- Ländertausch- und andere Verträge, Creditive und Vollmachten für Gesandte u. s. w.

Urkunden der Regenten oder ihrer Stellvertreter in Beziehung auf ihren eigenen Staat, sind Gesetze, Privilegien, Bestätigungen, Begnadigungen u. dergl.

Der Inhalt der Urkunden der Regenten über Privatangelegenheiten ist begreiflich eben so verschieden, als die Thatfachen selbst seyn können, worüber sie ausgestellt werden. Verträge, Ehestiftungen, Kauf- Tausch- und andere Contracte, u. s. w.

§. 104.

Eine eigene Art der Regierung, verschieden von der weltlichen, ist die kirchliche, besonders die der römischen Kirche. Die Gewalt ihres Oberhauptes des Papstes erstreckte sich nicht nur über seinen eigenen Staat, sondern über alle geistlichen Staaten Europens, welche nicht die Lehrsätze der griechischen Kirche angenommen hatten, und auch nach der Reformation blieb dieselbe Verfassung in Ansehung des nicht protestantischen Theiles von Deutschland bestehen. Der Papst gehört daher in sehr wichtiger Beziehung mit zu den Regenten Deutschlands, und eine Kenntniß der päpstlichen Urkunden ist einem deutschen Diplomatiker unentbehrlich.

Ebenmäfsig gehören die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte etc. nicht allein in Ansehung ihrer weltlichen Besitzungen zu den deutschen Regenten, sondern

kommen auch in Ansehung ihres Sprengels als untergeordnete Regenten im hierarchischen Staate in sehr wichtige Betrachtung, und ihre kirchliche Gegenstände betreffenden Urkunden gehören zu denjenigen, welche von Regierungswegen erlassen sind.

Daher zerfallen die Urkunden deutscher Regenten in weltliche und geistliche. Zu den erstern gehören die der geistlichen Vorgesetzten, insofern sie als Regenten deutscher Staaten handelten, zu den letztern die, welche von ihnen als Vorgesetzten eines hierarchischen Sprengels gegeben sind.

§. 105.

Die Urkunden der Privatpersonen sind wieder eben so verschieden, als die Gegenstände, welche sie betreffen, und können nur nach diesen abgetheilt werden.

§. 106.

Zu diesen Privaturkunden gehören auch die der Corporationen oder Gemeinheiten im Staate, so wie diejenigen, welche von den Regenten über Privatangelegenheiten ausgestellt sind.

Alle Urkunden lassen sich daher in Ansehung ihrer Aussteller eintheilen in

I. öffentliche

- 1) weltlicher) Regenten oder ihrer Stellver-
- 2) geistlicher) treter.

II. Privaturkunden

1) wirklicher Personen

a) weltlicher

b) geistlicher

2) moralischer Personen

a) weltlicher

Corporationen, Gemeinheiten, Städte, Dörfer etc.

b) geistlicher

Kirchen, Klöster, Orden u. s. w.

§. 107.

Die Thatsachen, welche in Urkunden vorgetragen werden, müssen begreiflich von so mannichfacher Art seyn, als die Gegenstände selbst verschieden sind, worauf der Vorgang sich bezieht. Indefs lassen sie sich doch nach einem Hauptgesichtspunkte unter einige Hauptabtheilungen zusammenfassen.

Die beurkundete Thatsache ist nemlich:

1) eine solche, bey welcher der Aussteller der Urkunde selbst handelnde Hauptperson war; dahin gehören: Verträge aller Art, Schenkungen, Testamente, Vermächtnisse, Renunciationen, Privilegien, Ertheilung von Gesetzen und Rechten, Lehnbriefe u. s. w.

2) bey welcher der Ausstellende nur als Nebenperson auftritt, und zwar

a) als eine solche, deren Zutritt nothwendig ist: Confirmationen, Consense, Ratificationen;

b) oder aber als solche, welche nur erzählt, ohne an der Sache selbst Theil zu nehmen: Attestate und Beglaubigungen aller Art, Vidimus, Transsumte.

§. 108.

Der historische Inhalt der Urkunde kommt bey der Prüfung von deren Authenticität in sofern in Betrachtung, daß untersucht werden muß, nicht: ob die Thatsache wirklich geschehen sey, worüber die Urkunde lautet, denn diese Frage hängt lediglich von ihrem förmlichen Inhalte ab, sondern: ob es möglich oder wahrscheinlich sey, daß die Thatsache, so wie sie vorgetragen ist, habe geschehen können. Ergäbe sich, daß der geschichtliche Inhalt der Urkunde durchaus unmöglich wäre, so wäre dieselbe gewiß falsch, wenn auch ihr förmlicher Theil durchaus untadelhaft seyn sollte.

Der Diplomatiker kann die Prüfung des geschichtlichen Theiles der Urkunden nur durch Hülfe einer genauen Kenntniß der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften, der Chronologie, Genealogie, Geographie, anstellen. Wer aber zu einer solchen Prüfung noch besondere Regeln bedarf oder erwartet, der thue lieber sogleich Verzicht auf die Hoffnung, im historischen oder diplomatischen Fache je mit Nutzen arbeiten zu können.

Cap. VII.

II. Form der Urkunden.

1) Innere Form.

§. 109.

Ist der geschichtliche Inhalt der Urkunde von der Art, daß es nicht unmöglich oder höchst unwahrscheinlich wird, daß die Thatsache, so wie

sie vorgetragen ist, geschehen seyn könne, so kommt es nun auf die Untersuchung der Frage an, ob sie auch wirklich also geschehen sey? — Diese beantwortet sich durch den Theil der Urkunde, welcher dieselbe von einer bloßen Aufzeichnung oder Geschichte unterscheidet, das heißt durch ihren förmlichen Theil. Hat es mit diesem seine Richtigkeit, so ist die Thatsache erwiesen, eben weil die Feyerlichkeiten beobachtet sind, welche in der Absicht angewendet wurden, um der Erzählung völligen Glauben zu verschaffen.

§. 110.

Diese Förmlichkeiten, welche zur Beglaubigung des geschichtlichen Theiles der Urkunde dienen, gehören ganz in das Fach der Diplomatie, und nur dieser steht die Entscheidung darüber zu, ob und in wiefern sie zu dem angezeigten Zwecke hinreichend sind, oder aber wegen eines wesentlichen Mangels daran, eine Schrift für keine Urkunde, oder wenigstens für kein ächtes Original zu halten sey.

§. 111.

Die Form allein macht einen Aufsatz zu einer Urkunde, und in ihr liegt der Unterschied zwischen einem schlechten Privataufsatz, oder auch einer andern vollzogenen, aber nicht mit den Feyerlichkeiten einer Urkunde versehenen Schrift.

Unterschied einer Urkunde von einem Briefe (auch wohl einem Breve), einem Rescripte, Mandate u. s. w.

§. 112.

Die Förmlichkeit einer Urkunde aber betrifft

sowohl ihre Fassung selbst, (innere Form) als die Art ihrer Vollziehung, (äußere Form).

Von der letztern im folgenden Capitel.

§. 113.

In Ansehung der innern Form folgt schon aus dem Begriffe einer Urkunde, daß dieselbe nicht in dem gewöhnlichen erzählenden, sondern in einem feyerlichen Style gefaßt seyn müsse. Zu dem Behuf führten sich allmählig gewisse Formeln ein, nach welchen die Urkunden unter den für jeden Fall nöthigen Abänderungen ausgefertigt wurden.

Bischoff (I. N.) Handbuch der teutschen Canzley-Praxis. Th. I. Einl. Abschn. 2.

Grubers Diplomantik I. 243 u. fg.

Unter den alten Formularbüchern sind die Marculfschen und andere, welche *Baluze* in seinen *Capitular. Reg. Francor.* geliefert hat, und diejenigen, welche sich im *Maillon de re dipl. Lib. VI.* finden, die merkwürdigsten.

Die vollständigste Literatur über diesen Gegenstand hat *Schönemann* im Versuche eines Systems der Dipl. S. 195. 196. gegeben.

§. 114.

Diese Formeln können nur da wichtig und von beständigem Gebrauche gewesen seyn, wo die Expedition ansehnlich war, und deshalb dergleichen Erleichterungs- und Gleichförmigkeitsmittel hervorgesucht wurden. Dieses waren im Mittelalter die Canzleyen der römischen Kaiser und Könige, so wie die päpstliche. Nur in den aus diesen ergangenen Urkunden werden daher feststehende For-

meln anzutreffen seyn, bis die weitläufigern Geschäfte der Notarien auch in den von diesen verfaßten Documenten dergleichen erforderlich machten. Nach den Formeln der vorerwähnten Canzleyen bildete sich allmählig die Fassung der Urkunden von weltlichen und geistlichen Fürsten, mehr oder minder, wie deren Schreiber damit etwa bekannt seyn mochten, und von diesen gieng eine gewisse Gleichförmigkeit auch in die Urkunden anderer Personen über; welche jedoch nie so völlig nach demselben Zuschnitte ausfielen, als die Formeln in den neuern Zeiten in den fürstlichen Canzleyen stehend wurden.

Die Grundlage der Formelkunde bleiben daher immer die kaiserlichen (königlichen,) und die päpstlichen Urkunden. Wer deren Formeln versteht, wird leicht die Formeln jeder andern Urkunde von dem übrigen Inhalte absondern, und nöthigen Falls eine Specialformelkunde für jeden deutschen Staat entwerfen können. Nur jene und die Bemerkung wichtiger Abweichungen davon in andern Urkunden gehören daher in die allgemeine deutsche Diplomatie.

Dass die Kenntniß der Formeln auch das Lesen der Urkunden sehr erleichtere, bedarf keiner Anführung.

§. 115.

Eine jede Urkunde besteht aus drey Haupttheilen, dem Eingange, dem eigentlichen Texte, und dem Schlusse; daher zerfällt auch die Lehre von den Formeln der Urkunden in die drey Unterabtheilungen, der Eingangs- Text- und Schlussformeln.

§. 116.

Die zu Anfange der Urkunden in einer gewissen Periode sich häufig findenden Chrismen gehören nicht zur Urkunde selbst (§. 83. u. fg.), und verdienen daher bey der Betrachtung der Form der Urkunden unsere Aufmerksamkeit nicht.

§. 117.

Nächstdem fing die Urkunde seit den Zeiten der Carolinger regelmäfsig mit der Anrufung des Namens Gottes oder Christi an, welche verschiedentlich ausgedruckt wurde. Z. B. *In nomine Dei et Salvatoris nostri Jesu Christi; In nomine Patris Filii et Spiritus Sancti; In nomine Sanctae et Individuae Trinitatis* (besonders seit Carls des Kahlen Zeit); *In nomine Domini Dei et salvatoris nostri Jesu Christi; In nomine Domini nostri Jesu Christi* u. dergl. Deutsch: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; Im Namen der heiligen und hochgelobten Dreyfaltigkeit u. s. w. Dieser Gebrauch erhielt sich in den kaiserlichen Urkunden bis zum 13ten Jahrhunderte unverändert, fing aber in diesem an, in solchen Diplomen, worin die Kaiser selbst redend eingeführt werden, allmählig weggelassen zu werden.

Dagegen ist sie bis in die neuesten Zeiten noch in solchen feyerlichen Urkunden im Gebrauch geblieben, wobey die Kaiser zwar Hauptinteressenten waren, in welchen jedoch von ihnen im indirecten Style geredet wurde, wie denn z. B. die Westphälischen, Ryswickschen, Badenschen und Wiener Friedensinstrumente bekanntlich mit dieser Formel anfangen.

Dafs einem solennen Instrumente die Anrufung Gottes vorangehn müsse, war noch im Jahre 1512 so sehr als gewöhnlich angesehen, dafs Kaiser Max. I. in der Notariatsordnung §. 3. dieses als etwas Bekanntes vorausgesetzt, und in Gemäfsheit dieser Voraussetzung wird auch diese Formel noch jetzt den Notariatsinstrumenten vorgesetzt.

Da übrigens in Ansehung der Formel selbst, als auch deren Gebrauches eine grofse Willkühr geherrscht zu haben scheint, so ist dieselbe auf die Beurtheilung der Aechtheit der Diplome von keinem grossen Einflusse.

Bisweilen endigt sich die Anrufungsformel noch mit den Worten: *feliciter amen*, oder mit *amen* allein.

§. 118.

In Ansehung der Urkunden von geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands, ist der Gebrauch dieser Formel sehr unbestimmt, indem man sie] in deren Diplomen bald findet, bald vermisst, je nachdem wahrscheinlich der Concipient mit dem feyerlichen Style seines Zeitalters bekannter war, oder nicht.

Es dürfte fast unmöglich seyn, hierüber eine gewisse Regel anzugeben.

§. 119.

Nur allein die Päpste scheinen dieser Formel sich nie bedient zu haben; ihre Bullen fangen stets mit dem Namen des Papstes an.

Zur Nachsicht der päpstlichen Bullen dient die vollständigste unter dem Titel: *Magnum Bullarium Romanum etc.* zu Luxemburg in den Jahren 1727—

1754 in 18 Foliobänden herausgekommene Sammlung derselben.

§. 120.

Gleich hinter der Anrufungsformel, oder, wenn diese fehlt, an der Spitze der Urkunde, steht der Name des Kaisers (Königs) nebst dessen Titel. Dafs die römisch-deutschen Kaiser vom Anfange an bis jetzt, nur einen Taufnamen geführt haben, ist bekannt genug. Eben das gilt von den römischen Päpsten. Auch die Fürsten und Privatpersonen führen in Urkunden bis zum sechszehnten Jahrhunderte der Regel nach nur einen Taufnamen.

§. 121.

Von Geschlechtsnamen kann bey Kaisern, Königen und andern regierenden Herren die Rede nicht seyn. Ihr Titel vertritt dessen Stelle. Eben dieses gilt auch in der Regel von Grafen sie mögen unmittelbar oder mittelbar seyn, weil selbst bey diesen der vormalige Geschlechtsname seit der gräflichen Würde, zum Titel mit gehört. Auch mittelbare Prälaten lassen sehr häufig den Geschlechtsnamen weg.

Bey dem niedern Adel und Personen vom Bürger- und Bauerstande findet sich vor der Mitte des 11ten Jahrhunderts beständig der Taufname allein, ohne den Geschlechtsnamen, und erst seit dem 13ten Jahrhunderte wird der Gebrauch der Hinzufügung des Geschlechtsnamens allgemein.

Die Taufnamen werden selten im Eingange der kaiserlichen, häufig in dem der fürstlichen und anderer Urkunden, durch Siglen bezeichnet, deren

richtige Deutung in damaliger Zeit kein Bedenken haben konnte, jetzt aber oft nicht ohne grofse Schwierigkeiten geschehen kann.

Die Geschichte der Entstehung der Geschlechtsnamen gehört nicht in die Diplomatik. Der Genealoge aber besonders hat sich dafür zu hüten, dafs er nicht verschiedene Geschlechtsnamen für einen Beweis halte, dafs die Personen von verschiedenen Familien gewesen. Bey der Gewohnheit sich von Gütern, Wohnorten oder andern Zufälligkeiten zu nennen, konnten sehr oft Brüder und andere nahe Verwandte ganz verschiedene Namen führen, ja selbst dieselben Personen in verschiedenen Zeiten mit dem Zunamen wechseln.

Dafs die Geschlechtsnamen in lateinischen Urkunden oft ins Latein übersetzt wurden, wird niemand wundern, der mit der Latinomanie einer noch nicht sehr lange erloschenen Periode bekannt ist.

§. 122.

Das Vorwort ich oder wir (*ego, nos*) wurde in der Regel erst seit ungefähr der Mitte des 13ten Jahrhunderts dem Namen der Kaiser oder Könige vorgesetzt.

Ausnahmen aus früheren Zeiten verdienen strenge Aufmerksamkeit, aber häufig fehlt dies Wort noch in spätern Zeiten.

Bey fürstlichen und andern Urkunden leidet diese Regel eine so strenge Anwendung nicht.

§. 123.

Zwischen dem Vornamen und dem Titel (selten vor dem Vornamen) steht in kaiserlichen Urkunden die Formel: von Gottes Gnaden, la-

teinisch am häufigsten durch *divina fauente clementia* oder *dei gratia*, oft auch durch andere gleichbedeutende Worte ausgedrückt.

Derselben Formel bedienten sich auch in der Regel alle die, welche mit Weglassung der Geschlechtsnamen gleich den Titel zum Taufnamen setzten. Bey Fürsten und regierenden Herren findet sie sich fast ohne Ausnahme. Bey Grafen und Prälaten aber nicht allzeit, und kam in neuern Zeiten bey mittelbaren geist- und weltlichen Personen ausser Gebrauch.

Dafs diese Formel wahrscheinlich Anfangs Beweis der Demuth war, ist bekannt.

§. 124.

In Urkunden der Fürsten, und anderer nicht kaiserlicher oder königlicher Personen war es willkürlich, ob diese Formel vor oder nach dem Vornamen gesetzt wurde. Erst seit dem 16ten Jahrhunderte scheint der Gebrauch so ziemlich allgemein geworden zu seyn, sie vor dem Vornamen zu setzen.

Die geistlichen Fürsten schrieben seit dem 13ten Jahrhunderte häufig *dei et apostolicae sedis gratia*. (Von Gottes und des heiligen Apostolischen Stuhles Gnaden.)

Zuweilen wird dieser Zusatz in den Urkunden sowohl weltlicher als geistlicher Fürsten völlig übergangen.

§. 125. a.

Die Päpste haben sich dieser Formel niemals bedient.

§. 125. b.

Manchmal findet sich in den Urkunden welt-

licher Fürsten, und besonders des niedern Adels, noch die Bezeichnung ihrer Verwandschaft, entweder hinter dem Vornamen und mit dem Titel verwebt, oder hinter dem Titel.

Z. B. Van Goddes Gnaden we Hertoghe Magnus, Hertoghen Magnus Sone van Brunswik: We Otte van Goddes Gnaden Hertoghe to Brunswik itteswanne Sone des hochgebornen Fursten Hertoghen Otten to Brunswik seligen: Bernd, Otte sin Sone, vnd Wilhelm van Goddes Gnaden to Brunswik vnde Luneborch etc. Hertoghen.

Scheid Cod. dipl. zu Mosers Br. L. Staatsrechte. S. 626. 702. 796.

§. 126.

Der Titel der Merovingischen Könige hieß beständig *Rex Francorum, vir inluster*. Die *Maiores-Domus* setzten statt *Rex* ihre ebengenannte Würde, und Carlmann Bruder Carls des Großen nannte sich *Dux et Princeps Francorum*. Carl der Große behielt, so lange er bloß König der Franken war, den Titel der Merovinger, veränderte nach erhaltenem Longobardischen Königreiche und römischen Patriciate denselben in: *Rex Francorum et Longobardorum ac patricius Romanorum* und nach erlangter Kaiserwürde in: *Serenissimus a Deo coronatus, magnus et pacificus imperator, Romanorum gubernans imperium. qui et per misericordiam Dei Rex Francorum et Langobardorum*.

Die Nachfolger seines Stammes schrieben sich weniger schwülstig, entweder *Rex* oder *Imperator Augustus* mit oder ohne Beysatz des ihnen zugefallenen Reichstheiles.

Die ächt deutschen Könige und Kaiser gebrauchten ebenmäßig nur den Titel *Rex*, oder *Romanorum Rex*, und *Imperator Augustus*, bis sehr bald wenigstens abwechselnd das Wort *Semper* vor *Augustus* gesetzt wurde. Prächtigere und weitläufigere Titel, oder auch solche, worin als Zeichen der Demuth die päpstliche Titulatur nachgeahmt wurde, wie solche zuweilen vorkommen, gehören zu den seltenern Ausnahmen. Seit Carl IV. erst fing man fortdauernd an, die Titel der erblichen Besitzungen auf den Kaisertitel folgen zu lassen, woraus denn mit der Zeit der jetzige lange Titel des Kaisers sich entwickelte.

Eine frühere Ausnahme von dieser Regel macht z. B. Friedrich II. welcher den Königstitel von Sicilien und Jerusalem mit dem kaiserlichen verband.

Die römischen Könige, wenn sie bey Lebzeiten der Kaiser erwählt waren, hießen: *Romanorum in Regem electus ecc.* Seit Maximilian dem Ersten hießen auch die römischen Kaiser, ehe sie vom Papste gekrönt worden, *Imperator electus*: erwählter römischer Kaiser.

§. 127.

Die geist- und weltlichen Fürsten Deutschlands ahmten in Ansehung der Titel ihr Oberhaupt nach. Meistentheils formten sie die ihrigen nach der kaiserlichen Titulatur, zuweilen aber ähnelt sie auch der päpstlichen.

Die Titelformel der einzelnen Fürsten gehört nicht in die allgemeine deutsche, sondern in die Special-Diplomatik der einzelnen Staaten.

§. 128.

Die Priester der Kirche, besonders die vom hö-

hern Range, nannten sich bescheidenlich Knechte Gottes; das Oberhaupt derselben konnte daher nicht wohl etwas anders seyn, als der Knecht der Knechte. Daher entstand der beständig unverändert gebliebene feyerliche Titel der römischen Päpste: *Episcopus servus servorum*: oder *servus servorum dei*, welcher in den Bullen unmittelbar auf den Namen folgt.

Wann dieser Titel zuerst eingeführt sey, ist selbst Gatterer nicht mit Gewißheit bekannt gewesen. Er setzt dieses in die Regierung Gregor I. (590—604.) Ob ihn dieser schon geführt hat, müssen dessen Bullen ergeben, wenn deren noch vorhanden sind. Seine Vorgänger schreiben sich *Papa* oder bloß *episcopus*.

Die Ausnahme Benedicts VII. welcher obigem Titel noch: *Sanctae Romanae sedis Apostolicus* hinzugefügte, gehört nicht in die Regel. So wie es auch eine Ausnahme von dieser ist, wenn Papst Pius IV. in der Ankündigungsbulle des Tridentinischen Concils sich nicht *Episcopus* sondern *Papa* nennt.

Als Nachahmung des päpstlichen Titels ist es anzusehen, wenn die geistlichen Fürsten in ihren Urkunden sich *serui* nennen. Z. B. in einer Mainzischen Urkunde vom Jahr 1135 *Ego Adelbertus divina fauente clementia Sanctae Maguntinae ecclesiae servus et Apostolicae sedis Legatus*.

Scheid Cod. dipl. S. 694.

§. 129.

Fürstenmäfsige Personen setzten in deutschen Urkunden ihrem Namen zuweilen selbst das Prädikat Herr vor.

Rittermäfsige Personen bezeichneten ihre Rit-

terwürde durch den Beysatz *miles* hinter dem Geschlechtsnamen, und in deutschen Urkunden nennen sie sich häufig Ritter, so wie diejenigen, welche diese Würde noch nicht erlangt hatten, ihrem Namen den Beysatz Knappe (Knape) hinzufügten.

Personen von angesehenem, obwohl niederm Adel, nannten sich öfter *nobiles*. Edle oder edle Herren hießen die vornehmeren Besitzer einer selbstständigen Herrschaft, und der Titel Junker, scheint bey diesen eben das zu bedeuten, was bey dem gewöhnlichen Edelmann das Prädikat Knappe bezeichnete.

§. 130.

Auf den Titel folgt häufig, jedoch nicht immer, irgend eine Art der Begrüßungsformel an den Leser: z. B. *uniuersis Christi fidelibus salutem in auctore salutis: Vniuersis fidelibus suis gratiam suam et omne bonum*, u. dergl. in kaiserlichen Urkunden. In andern *Vniuersis ad quos praesens scriptum peruenerit salutem in domino: Omnibus praesens scriptum cernentibus salutem* u. s. w.

In deutschen Urkunden wurde dieser allgemeine Gruss gewöhnlich weggelassen; die lateinischen Urkunden fangen aber auch zuweilen mit demselben dergestalt an, dafs der Name und Titel darin verwebt sind. Z. B. *Omnibus Christi fidelibus praesentes literas inspecturis Widekindus de Monte Mindensis ecclesiae advocatus salutem in eo, qui est omnium vera salus.*

War die Urkunde an einzelne Individuen oder Gemeinheiten gerichtet, so wurden auch nur diese in dem Grusse angeredet, und dessen Fassung nach de-

ren Range und sonstigen Verhältnissen abgemessen.
*Z. B. Illustri Principi A. de Brunewich Duci salutem
 et bonam ad obsequia voluntatem: Cum debita reue-
 rentia paratam ad obsequia voluntatem: salutem ac sin-
 ceræ dilectionis affectum u. s. w.*

Diese Grüsse sind auch in deutschen Urkunden sehr häufig, z. B. Entbieten den — alle Liebe und alles Gute: Unsere Gunst und guten Willen zuvor: Entbieten den — unsere Gnade und alles Gute.

§. 131.

Auch in den Bullen der römischen Päpste findet sich häufig ein der Regel nach durch die Worte: *salutem et apostolicam benedictionem* ausgedrückter Gruss an den Leser, welcher jedoch fast eben so oft auch weggelassen wurde. In diesem Falle wurde die Formel *ad perpetuam* (oder auch *futuram*) *rei memoriam*, oder kürzer: *in perpetuum* gebraucht, und beyde Formeln sind bis zu den neuesten Zeiten in der römischen Canzley üblich gewesen. Die letztere findet sich der Regel nach beständig in feyerlichen Bullen, beyde aber in den minder feyerlichen, so daß die erstere dann gesetzt wurde, wenn eine Anrede an irgend jemand geschah, die zweyte aber in den übrigen Fällen.

§. 132.

Aus der römischen Canzley ging etwa seit den Zeiten Rudolfs des Ersten auch die letztere Formel in die Diplome der deutschen Kaiser, und von da in die der Stände und Privatpersonen über. Sie wurde ebenmäßsig durch: *in perpetuum, ad uniuersorum notitiam, ad perpetuam rei memoriam* u. s. w. ausgedrückt, findet sich jedoch in deutschen Diplomen

nicht so abgesondert, wie in lateinischen, wenn gleich ihr Sinn in die Ankündigungsformel mit aufgenommen zu werden pflegte.

§. 133.

Diese Ankündigungsformel macht den Uebergang vom Titel und Grusse zum eigentlichen Texte der Urkunde, und hat weiter keinen Zweck, als die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Inhalt der Urkunde zu erwecken, indem es ihm zu wissen gethan wird, daß ihm derselbe hiedurch bekannt gemacht werde. Die Worte, womit dieses geschieht, sind gleichgültig; z. B. *Notum sit universis ac singulis; notum facio; nouerint omnes fideles nostri tam praesentes quam futuri; notum esse volumus: tenore praesentium recognoscimus u. s. w.* urkunden und bekennen öffentlich in diesem Briefe: Kund und zu wissen sey hiemit u. s. w.

Der Regel nach findet sich irgend eine solche Formel im Eingange der Urkunde, inzwischen fehlt es nicht an Diplomen, in welchen mit deren Uebergehung sogleich zur Sache geschritten wird.

Bisweilen folgt aber diese Formel nicht auf den Titel u. s. w. sondern dieser ist, mit Weglassung des Grusses in dieselbe mit eingewebt. Z. B. *Coram omnibus presentes visuris vel audituris Nos Ludovicus dei gratia Mindensis ecclesiae Episcopus recognoscimus et lucide protestamur:* oder sie geht gar dem Namen und Titel voran, z. B. *Ad cunctorum notitiam, quibus praesens scriptum fuerit exhibitum, cupimus pervenire, quod nos etc.*

§. 134.

In den Bullen der römischen Päpste findet sich der Regel nach die Ankündigungsformel nicht, da-

gegen aber eine oft weit ausgedehnte Eingangsformel, in welcher durch Darlegung der Gründe, die den Papst zur Ausfertigung der Urkunde bewegen hätten, der Uebergang vom Grusse, oder der in dessen Stelle tretenden Formel zu der Sache selbst gemacht wird. Diese Bewegungsgründe wurden natürlicher Weise aus dem Amte des ersten geistlichen Vorstehers der Christenheit hergeleitet, z. B. *Locorum venerabilium cura nos admonet, de eorum quiete atque utilitate sollicite cogitare. Nec dubium quod si servorum dei petitionibus benigne concurrimus, nostris opportunitatibus clementem dominum reperimus. Ideoque etc.*

Bey der grossen Menge gedruckter Bullen wird es niemandem schwer fallen, sich eine bedeutende Sammlung solcher Eingangsformeln verschaffen zu können. Die vorstehende ist eine der kürzeren.

§. 135.

Die Canzley der deutschen Kaiser und Könige gab hierin der römischen nichts nach, nur mußte die Eingangsformel in den Urkunden dieser, bey der größern Mannigfaltigkeit der Gegenstände auch sehr verschiedenartig ausfallen. Betraf die Urkunde einen Akt der kaiserlichen Würde und Machtvollkommenheit, so pflegte der Eingang sehr wortreich und pomphaft zu werden. Z. B. der in Friedrichs II. Fürstenbriefe für das Haus Braunschweig: *Gloriosus in maiestate sua dominantium Dominus, qui regna constituit et firmavit imperium, de cuius clementia vivimus, de cuius est munere, quod feliciter imperamus; ad hoc nos supra reges et regna praeposuit, et in Imperiali solio sublimavit, ut nobis fa-*

ctori nostro gratitudine deuota subiectis, pacem et iustitiam moderamina nostra contineant, et qui sumus prae filiis hominum ab eo, qui praeminet orbi terrae, sublimius exaltati, viros dignos honoribus et non immeritos ad sollicitudinis partem admitti, liberaliter ad decus et decorem imperii nominis et honoris titulo decoremus. Hinc est ergo etc. — Mit einigen Abänderungen findet sich dieser Eingang jedoch in deutscher Sprache noch bis jetzt in kaiserlichen Gnadenbriefen, z. B. Standeserhöhungen.

§. 136.

In Privaturkunden der Kaiser, so wie in den Urkunden weltlicher und geistlicher Fürsten, oder von Privatpersonen, werden die Bewegungsgründe gleichfalls sehr häufig im Eingange der Urkunde mit mehreren oder weniger Worten angegeben. Sie betreffen entweder die Ursache, aus der die Handlung geschah, welche in der Urkunde beglaubigt wurde, z. B. *in honorem Dei omnipotentis et glorio-sae virginis Mariae, nec non ob specialem favorem quem ad Praepositum et Conuentum in N. N. habere dinoscimur*; aus gnädiger Affection, womit Wir dem N. N. um seiner Uns bisher erwiesenen getreuen und ersprieslichen Dienste willen gewogen sind: *pro salute animae nostrae, nec non et amicorum nostrorum defunctorum: ob veniam peccatorum nostrorum*: Gott dem allmächtigen zu Lobe und zu Ehren seiner würdigen Mutter Marie und allem himmlischen Heere u. s. w.; oder aber den Grund, weshalb die Urkunde ausgefertigt worden, welcher begreiflicher Weise der Regel nach in nichts anderm liegen konnte, als damit das Andenken an die beurkundete Sache nicht verlohren ginge; z.

B. *Cum aliquotiens a memoria hominum tempore defluente defluant ea, quae rationabiliter noscuntur et simpliciter esse facta, necesse nobis est, ea quae perpetuari volumus, literarum testimonio commendare.* In deutschen Urkunden ist diese letztere Eingangsformel zum mindesten selten.

§. 137.

Wenn die Eingangsformel eine eigene Periode bildet, so steht sie der Regel nach hinter dem Titel und Grusse, vor der Ankündigungsformel, wenn eine solche vorhanden ist. Besteht sie nur in einer mit wenig Worten die Beweggründe andeutenden Aeusserung, so fand sie gewöhnlich ihren Platz gleich hinter der Ankündigung, als Uebergang zum eigentlichen Texte.

Auch hierin herrschte viel Willkühr. Sehr oft fehlt die Eingangsformel ganz, und manchmal steht sie vorn am Anfange der Urkunde, sogar vor dem Titel, z. B. Nachdemmale dat God de Almechtige vns allen na sek sulues gebeldet, vnde vor allen dingen den Mynschen myldichliken gegodet vnde vterwelt heft, so bort sek wol, dat eyn jowelk mynsche nach syner mogelicheid ome des dangke. Hir vmme Gode deme almechtigen to loue, vnde to eren syner werden moder Marien, vnde alleme hymmelschen here, so hebbe wy Albrecht u. s. w.

§. 138.

Wenn zu einem durch das Diplom beurkundeten Geschäfte ausser der Willensmeinung des Ausstellers der Urkunde noch die Einwilligung Anderer erforderlich war, und diese nicht etwa als Compaiscenten auftraten, oder besondere Einwilligungs-

urkunden ausstellten, sondern ihren Consens vielleicht mündlich oder durch andere unverdächtige Aeusserungen ertheilt haben mochten, so pflegte dieser Umstand, daß das Geschäft mit ihrer Einwilligung abgeschlossen sey, im Eingange der Urkunde mit ein Paar Worten gleichfalls ausgedrückt zu werden, so wie auch häufig mit bemerkt wurde, daß das Geschäft nach vorher gepflogenem Rathe und Ueberlegung geschlossen sey. Z. B. *de beneplacito et consensu patrum nostri etc. et de consilio fidelium nostrorum; bona deliberatione praehabita*; mit wohlbedachtem Muthe, gutem Rathe und rechtem Wissen; mit vulborde vses Broders; *haeredibus meis consentientibus; unanimiter cum haeredibus nostris*; u. s. w. woraus die noch jetzt häufige Formel entstand: für uns, unsere Erben und Nachkommen an der Landes-Regierung.

Die Formel in kaiserlichen Urkunden: *cum consilio Principum*, soll sich nach Gatterer (Diplomatik. S. 359) vor dem zehnten Jahrhunderte nicht finden.

§. 139.

Wenn nun alles im Eingange gesagt war, was dahin gehörte oder darin vorgetragen werden sollte, so folgte dann der eigentliche Text, oder der Vortrag der Thatsache selbst, worüber die Urkunde ausgefertigt war, welcher gewöhnlich mit der Ankündigungsformel durch ein *Quod, quoniam, quia*, daß, demnach, nachdem u. s. w. verbunden wurde; andere durch willkührliche Wendungen hervorgebrachte Verbindungsarten ausgenommen.

§. 140.

Dieser Text selbst kann natürlicher Weise nicht

in eine bestimmte Formel gefasst werden, sondern muß sich nach der Beschaffenheit der Thatsache nothwendig richten, von welcher die Rede ist. Als allgemeine Regel kann daher nur die angenommen werden, daß dann die Sache, worüber die Urkunde lautet, vollständig und bestimmt, oft mit wenig Worten, oft aber mit großer Weitschweifigkeit vorgetragen sey. So muß in Schenkungs - Kauf - Tausch, und dergleichen Urkunden nicht nur die Sache, von welcher gehandelt wird, gehörig bezeichnet und beschrieben, sondern auch der Rechtstitel, aus welchem sie an den andern übergehen soll, deutlich ausgedrückt seyn; aus Lehnbriefen muß die Absicht zu belehnen, oder vielmehr daß man belehnet habe, so wie die zu Lehn gegebene Sache sich ergeben; aus Verträgen und Vereinigungen die Punkte, worüber man sich vereinbaret, hinreichend hervorgehen, aus Bestätigungsbriefen aller Art, dasjenige was bestätigt, eingewilligt, erneuert etc. wird, genügend erhellen. Die Worte mit denen dieses ausgedrückt wird, sind übrigens eben so gleichgültig, als die Stellung und der Bau der Perioden selbst, worin es vorkommt. Nur einige den Haupttext nicht geradezu betreffende, aber doch damit in Verbindung stehende Dinge, verdienen noch einige Erwähnung.

§. 141.

Wenn im Texte der Urkunden die Kaiser und Könige von ihrer eigenen Person reden, werden, seit Otto des Ersten Zeit wenigstens, die alten Titel der römischen Imperatoren wieder gebraucht, als *Celsitudo*, *maiestas*, *serenitas*, *regale culmen*, *regalis magnificentia*, *clementia*, *sublimitas*, *altitudo* u. s. w. bis zuletzt die kai-

serliche Majestät allein überblieb, wenn nicht einige dieser gleichbedeutende Ausdrücke in der kaiserlichen Canzley noch jetzt vielleicht hie und da zum Vorscheine kommen.

Die Päpste nennen sich wohl *pontifices romani*, und ihre Handlungen geschehen *apostolica auctoritate*.

Fürsten und andere gebrauchten von sich selbst ähnliche Prädikate der Regel nach nicht.

Wenn andere Personen in Urkunden angeredet oder erwähnt werden, so findet sich bey ihrem Namen gewöhnlich ein Beysatz, welcher entweder die ihrem Range gemäße Achtung, oder aber die Verwandschaft gegen den Aussteller der Urkunde mit dem Prädikate *dilectus*, lieber, freundlich lieber etc. ausdrückte. Dafs die Rangtitulatur sehr verschieden seyn müsse, folgt aus der Natur der Sache, je nachdem der Aussteller der Urkunde von einer Person redete, über welche er entweder erhaben war, oder gegen die er in dem Verhältnisse der Abhängigkeit, oder wenigstens des besondern Respectes stand. Es erforderte ein eigenes Verzeichnifs des Curialstyles, alle die verschiedenen Nüancen, welche in diesem Punkte in den Urkunden der verschiedenen Zeitalter vorkommen, zu fassen, besonders, da hierin ehemals nicht die feste Norm war, welche jetzt in den Canzleyen beobachtet wird, und Schmeicheley oder Bedürfnifs eine kriechende Höflichkeit zwischendurch veranlafsten. Unkunde des Schicklichen oder Hergebrachten vermehrte wohl die Unregelmäßigkeiten in den Urkunden, welche von Personen minder hohen Standes ausgestellt wurden.

Nur einiges hier zum Beyspiele aus diesem noch nicht sehr cultivirten Felde.

1) Seitdem die Carolingischen Kaiser sich selbst nicht mehr den Titel *Illustris* beylegten, wurde er so sehr Bezeichnung des hohen Adels, daß er auch für einen König noch nicht zu geringe war. So heist es in einer Urkunde des Herzogs Otto zu Braunschweig vom Jahre 1249 *una cum illustribus Principibus, Rege Daciae, Duce Saxoniae etc.* Von den Kaisern scheint er erst seit der Mitte des 13ten Jahrhunderts den Reichsfürsten gegeben zu seyn, welche vorher, auch noch zwischendurch nachher, von ihnen und andern *nobiles viri, nobiles Principes* genannt wurden.

2) Schon zu Ende des 14ten Jahrhunderts erhielten weltliche Fürsten aus der kaiserlichen Canzley das Prädikat *Hochgebohren*, welches für die Kurfürsten seit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts in *Durchlauchtig - Hochgebohrn* abgeändert, und durch die Wahlcapitulation Carls des Sechsten in *Durchlauchtigst* umgeschaffen wurde. Für die Fürsten, und besonders die altfürstlichen Häuser, ist eine erhöhte Titulatur noch nicht gesetzlich bestimmt, wenn gleich einige derselben in den neuern Zeiten das Prädikat *Durchlauchtig* erhalten haben.

3) Die geistlichen Fürsten hießen vordem *reverabiles*, auf deutsch Ehrwürdige, woraus späterhin bisweilen Hochwürdige, Hochehrwürdige, Wohlehrwürdige wurde; die geistlichen Kurfürsten erhalten seit Carls des Sechsten Wahlcapitulation das Prädikat *Hochwürdigst*.

4) Seitdem die Fürsten nicht mehr *nobiles* hies-

sen, erhielten diesen Titel die Grafen. In deutschen kaiserlichen Urkunden erhalten einige in neuern Zeiten das Prädikat Hoch- und Wohlgebohren, andere bloß das alte Edler.

5) Der Ausdruck *miles* wird einem Manne von ritterbürtigem niedern Adel beygelegt, *vir discretus* ist ein Beysatz für einen Mann aus dem freyen Bürgerstande.

6) Die verschiedenen Benennungen verwandtschaftlicher Achtung, z. B. Oheim, Vater, Bruder, Neffe u. s. w. welche in deutschen Urkunden vorkommen, hier aufzuführen, wäre zu weitläufig. Ihre Anwendung hängt von dem Herkommen und Canzley-Ceremoniel jedes Zeitalters ab.

7) Dafs die Titulaturen, welche sich die Stände unter einander gaben und noch geben, höher sind als die, welche ihnen die kaiserliche Canzley zugestand, versteht sich von selbst.

8) Eben so folgt aus der Natur der Sache, dafs Untergeordnete oder sonst Abhängige, ihren Vorgesetzten, oder solchen, von denen sie Vortheil oder Gunst erwarteten, eben sowohl in vorigen Zeiten übertrieben hohe Titel beylegten, als dieses dem Laufe der Welt nach noch gegenwärtig geschieht.

9) In Päpstlichen Bullen heißen die Erzbischöfe *venerabiles fratres*, die geringere Geistlichkeit, so wie weltliche Personen *dilecti filii*.

10) Prädikate für geistliche Personen von andern sind nach Stand und Würden: *Venerabilis*, *Reverendus*, *Religiosus*, *Sanctus* u. s. w.

11) Auffallend aber ist, dafs in der Vorzeit

der Beysatz *beatae, sanctae, piae recordationis* oder *memoriae*, auch *diuus*, nicht bloß von Verstorbenen, sondern auch zuweilen von lebenden Personen gebraucht wurde.

§. 142.

So wie bey Verträgen, Schenkungen u. dergl. die Sache, von der die Rede war, deutlich und oft weitläufig genug beschrieben wurde, so mußte auch in Bestätigungs- und Einwilligungsbriefen dasjenige, was bestätigt oder verwilligt werden sollte, hinlänglich ausgedrückt seyn. Dies geschah auf gedoppelte Weise, indem nemlich entweder die Hauptsache umständlich erzählt, oder aber die über dieselbe vorhin ausgefertigte Urkunde wörtlich eingerückt, und darauf die Confirmations- oder Consensusformel hinzugefügt wurde.

Die letztere Art der Bestätigungen oder Consense liefert in der neuern Urkunde zugleich eine glaubwürdige Abschrift der ersten, und ist in sofern von höherem Werthe, als durch sie der Inhalt der ältern Urkunde auch dann noch wörtlich aufbewahrt wird, wenn deren Original gleich verloren ginge.

§. 143.

In solchen Urkunden, welche die Uebertragung des vollständigen oder eingeschränkten Eigenthums einer Sache bezeugen, ist häufig das Symbol, vermöge dessen die Tradition geschehen ist, erwähnt, so wie noch jetzt in den Instrumenten über Besitzergreifungen die Symbole aufgeführt werden, vermittlest welcher der Besitz ergriffen worden.

Der Akt der feyerlichen Uebertragung des Eigen-

thumes, besonders des nutzbaren bey Lehnen, heisst Investitur, und daher kommt es, daß die Symbole der Tradition, deren in den Urkunden Erwähnung geschieht, den Namen der Investiturzeichen erhalten haben.

Die Erklärung dieser Symbole gehört in die Rechtslehre von der Tradition, und eben so wenig in die Diplomatie, als die Erklärung anderer rechtlicher Geschäfte, worüber die Urkunden reden. Durch eine seltsame Verwechslung der Begriffe, oder Ueberschreitung des Gebietes der Wissenschaft, aber ist bis jetzt diese Erklärung der Investiturzeichen unter dem Namen der Symbolik als ein eigenes Hauptstück der Diplomatie betrachtet, zu welcher sie auf keine Weise gehört.

§. 144.

Die Anführung der Symbole der Tradition dienet dazu, die Thatsache der Tradition desto glaubwürdiger zu machen, vermehrt daher die innere oder geschichtliche Glaubwürdigkeit der Handlung, über welche die Urkunde ausgestellt ist. Sie gehört aber keinesweges zu den Feyerlichkeiten der Beglaubigung der Urkunde selbst, als Document betrachtet.

Auch dann nicht, wenn das Investiturzeichen mit der Urkunde selbst in Verbindung gesetzt, z. B. ein dazu gebrauchter Strohhaln an dieselbe angenähet wäre. Dieses ist nur eine zufällige Aufbewahrungsart des Zeichens, welches sonst wohl an andern Orten, z. B. auf Altären etc. niedergelegt wurde, und hing ganz von dem Gutfinden der Parteyen ab. Es gehört immer zum Acte der Investitur, welcher von der Ausfertigung der Urkunde über diese wohl zu unterscheiden ist.

§. 145.

Die Formel, mit welcher von der symbolischen Tradition Nachricht gegeben wird, muß nothwendig eben so verschieden seyn, als das Symbol selbst, von welchem die Rede ist, daher lassen sich darüber bestimmte Regeln nicht geben.

Zum Beyspiele mögen folgende dienen: *Per cultellum et festucam nodatam seu glebam terrae vobis exinde ad vestram partem corporalem facio vestituram, ad vestram proprietatem habendum, et me exinde foris expuli etc.; per amphoram plenam aquae maris exinde legitimam fecit donationem; hanc igitur donationem fecit per corrigiam in hoc pergameno pendentem; obtuli super altare B. Petri cespitem; et de eadem quoque terra, impleto pugillo revestivit u. s. w.*

§. 146.

Wenn nun im eigentlichen Texte der Urkunde alles vorgetragen worden, was die Thatsache selbst betrifft, so folgt der Schluß, welcher, als von dieser unabhängig, wieder mehr nach bestimmten Formeln eingerichtet werden konnte, wenn gleich auch hier der schon mehr erwähnte Grundsatz gilt, daß sämtliche Schlußformeln eben so, wie die andern einer großen Willkühr unterworfen waren, so daß von keiner behauptet werden mag, sie gehöre durchaus zum Wesen einer ächten oder gültigen Urkunde.

Die Diplomantik kann auch hier nur, so wie in andern Theilen erzählen, was oft oder selten geschah, und wenn von Regeln etwa die Rede ist, so heißt das nichts weiter, als beobachtete Gewohnheit.

§. 147.

Einen guten und natürlichen Uebergang zum Ende der Urkunde macht es, wenn unmittelbar hinter dem Texte gesagt wird, daß die Absicht der Anfertigung des Diplomes sey: dem vorstehenden Texte entweder ein ewiges Andenken und völlige Glaubwürdigkeit, oder bleibende Wirksamkeit zu sichern. Eine bloße Beglaubigung des Textes fand bey erzählenden Urkunden, eine Verstärkung der darin enthaltenen Verbindlichkeiten, bey vorschreibenden Diplomen statt.

§. 148.

Die bloße Bestätigung oder Beglaubigung geschah vorzüglich auf zwey verschiedenen oft einzeln, oft zusammen vorkommenden Wegen, nemlich durch die Aeusserung, daß die Urkunde zum Andenken etc. an die vorstehende Thatsache gegeben, oder geschrieben sey (eigentliche Bestätigungsformel); oder aber durch Anführung der bey der Verhandlung selbst gegenwärtig gewesenen Personen. (Zeugenformel.)

§. 149.

Die Bestätigungsformel ist den dabey gebrauchten Worten nach gleichgültig, wenn sie nur den Zweck erfüllet. Einige gewöhnliche Formeln der Art sind: *Vt autem — haec nostra venditio firma in perpetuum maneat atque rata, dedimus — praesentem literam: Et ut haec auctoritas nostra firma stabilisque permaneat, chartam hanc conscribi iussimus: In cuius rei testimonium et perpetui roboris firmitatem praesentes literas inde conscribi —*

iussimus. In cuius rei euidenciam etc. Darüber zu Urkund geben wir diesen Brief. Dafs diese Dinge stet und ganz gehalten werden, des haben wir ihm und seinen Erben diesen Brief gegeben u. s. w.

§. 150.

Die Absicht, der Urkunde selbst, als solcher, eine äussere Beglaubigung zu geben, wurde in der Bestätigungsformel der Regel nach mit ausgedrückt.

Die hauptsächlichsten Beglaubigungsarten für Urkunden waren nun, wie auch jetzt, Unterschrift und Siegel; entweder beyde zusammen oder auch nur eine derselben. Die Bestätigungsformel ergiebt, welche gewählt war. Z. B. *Et ut haec nostra ordinatio rata sit, et intemerata permaneat, praesentem chartam bullae nostrae impressione iussimus communiri: Ut autem hoc factum nostrum perpetuis temporibus stabile perseveret, praesens scriptum inde conscribi fecimus, et sigilli nostri munimine fideliter communi: Ne igitur saepe dicti Abbas et fratres super memorata nostra collatione pulsari valeant, praesentes literas eisdem dedimus sigillorum nostrorum munimine roboratas: In cuius rei testimonium sigilla nostra authentica duximus praesentibus apponenda: Et ut haec auctoritas nostrae largitatis firmiter habeatur, atque per futura tempora a fidelibus nostris verius credatur, nostra propria manu subter eam firmavimus, annulique impressione sigillari iussimus: Chartam praesentem nostrae confirmationis testem scribi iussimus, quam, ut infra videtur, manu nostra corroboratam, et sigilli nostri impressione omnis generationis tam futurae quam praesentis notitiae reliquimus: mit Urkund dieses Briefes, versie-*

gelt mit Unserer kaiserlichen Majestät Insiegel: Urkundlich haben Wir dies mit eigenen Händen unterschrieben, und mit unserm Fürstlichen Secret wesentlich besiegeln lassen: Urkundlich unserer eigenhändigen Namens-Unterschrift und angehängtem (oder beygedrucktem) Fürstlichem Siegel u. s. w.

Die Erwähnung der Unterschrift und des Siegels beweist jederzeit, daß selbige vorhanden seyn, oder gewesen seyn müssen, wenn die Urkunde für ächt, oder vollzogen gehalten werden soll. Die Uebergehung derselben in der Schlufsformel aber beweist noch nicht, daß beyde auch ursprünglich nicht vorhanden gewesen. So z. B. findet sich das Siegel oft nicht erwähnt, wenn gleich ein solches sich an der Urkunde befindet, und die neuern kaiserlichen Urkunden schliessen der Regel nach: Mit Urkund dieses Briefes, besiegelt mit unserm anhangenden kaiserlichen Insiegel; wenn sie gleich jedesmal vom Kaiser eigenhändig unterschrieben werden.

War eine andere Beglaubigungsart der Urkunde z. B. durch Chirographiren gewählt, so pflegte auch dieses am Schlusse angegeben zu werden. Z. B. Zum Zeugniß der Wahrheit ist dieser Zerter zweymal gleichlautend durch A. B. C. D. von einander geschnitten.

§. 151.

Eine besondere im Mittelalter sehr gewöhnliche Art der Beglaubigung des Inhalts der Urkunde war es, die Namen der bey der Verhandlung selbst gegenwärtig gewesenen Personen (Zeugen) am Schlusse der Urkunde zu verzeichnen. Gewöhnlich gebrauchte man hiezu die Formel: *Huius rei testes sunt*: oder *Praesentibus*: dieser Dinge sind Zeugen:

Hir by anne vnde ouer syn gewesen: Bey diesem Kaufe und allen diesen vorgeschriebenen Reden sind gewesen, und sind auch Zeugen; und dergleichen; worauf denn die Namen der Zeugen folgen. Bisweilen, aber selten, wurde auch die Art und Weise, wie die Zeugen zum Zeugniß aufgefordert waren, mit angeführt. Z. B. *his testibus adhibitis et more Bauuarico per auricula tractis* (Spiels Aufklär. in der Gesch. und Diplom. S. 226.)

§. 152.

Die Namen der Zeugen wurden der Regel nach in einer gewissen Ordnung hinter einander aufgeführt: zuerst die geistlichen nach ihrer Würde, und hinter diesen die weltlichen Standes gleichfalls nach der Folge ihres Ranges. Mehrere Zeugen verschiedenen Standes oder Ranges, wurden wohl nach Massgabe desselben unter einander abgetheilt. Z. B. *Episcopi, Abbates, Liberi homines, Ministeriales*, oder allgemeiner: *Clerici, Laici*.

§. 153.

Meistentheils geschieht die Anführung der Zeugen am Schlusse der Urkunden, selten bey deren Anfänge, oder im eigentlichen Texte.

Ein Beyspiel dieser Gattung ist folgendes: *Nonerint igitur praesentes et futuri, quod praesentibus Dominis Godescalco de Plesse, Comite Alberto de Everstein et aliis quam pluribus fide dignis etc.* Scheid Cod. diplom. z. Mosers Br. Staatsr. S. 578.

§. 154.

Dass diese Anführung der Zeugen in der Ur-

kunde selbst, nicht zu deren Beglaubigung dienen konnte, sondern nur als eine für die Glaubwürdigkeit der vorgetragenen Thatsache redende Nachricht zu betrachten sey, bedarf, als aus der Sache selbst folgend, keiner Bemerkung.

Von den in der Urkunde selbst genannten Zeugen, sind diejenigen wohl zu unterscheiden, welche das Diplom unterschrieben haben. Von diesen wird, als zur äussern Beglaubigung der Urkunden gehörig, unten die Rede seyn. (§. 203.)

§. 155.

Die Gewohnheit, die bey der Verhandlung gegenwärtig gewesenen Zeugen in den Urkunden zu benennen, wurde erst seit dem 12ten Jahrhunderte häufig, und fing seit dem funfzehnten an, sich allmählig wieder zu verliehren.

§. 156.

In vorschreibenden Urkunden, das heisst solchen, welche irgend einen Befehl erhalten, oder jemandem eine Verbindlichkeit auferlegen, wird dieser Befehl oder Verbindlichkeit am Schlusse noch durch irgend eine Formel verstärkt, und bündiger gemacht. Diese Formel muß sehr verschieden seyn, nach Maßgabe der durch die Urkunde festgesetzten Verbindlichkeiten, und je nachdem die Urkunde die Absicht hat, einseitig zu befehlen, oder aber vertragsmäßige Verbindlichkeiten festzusetzen.

§. 157.

Einseitig befehlende Urkunden können nur von Vorgesetzten an ihre Untergeordneten gegeben seyn.

Diesem Verhältnisse gemäß, bestehen auch die Verstärkungen der Verbindlichkeit bey diesen der Regel nach in angedroheten Strafen, und zwar geistlichen, wenn die Urkunde von einem kirchlichen, weltlichen aber, wenn sie von einem weltlichen Vorgesetzten herrührte.

§. 158.

Die oberste geistliche Behörde war der Papst, in dessen Urkunden auch die geistlichen Strafen zuerst und in der Regel vorkommen. Die gewöhnlichste Formel dazu war mit Weglassung einer bloßen Beglaubigungs- oder Zeugenformel: *Nulli igitur omnino hominum liceat hanc paginam nostrae constitutionis infringere, vel ei ausu temerario contraire. Si quis autem hoc attemptare praesumserit, indignationem omnipotentis dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursurum:* oder eine allgemeine Formel ähnliches Sinnes.

Oefters wurde diese in verstärkter Maase ausgedrückt: z. B. *Si quae igitur in futurum ecclesiastica saecularisue persona hanc nostrae constitutionis paginam sciens, contra eam temere venire temptaverit, si secundo tertioque commonita congrua satisfactione non correxerit, potestatis honorisque sui dignitate careat, reamque se diuino iudicio existere de perpetrata iniquitate cognoscat, et a sacratissimo corpore ac sanguine dei et domini nostri JHSU Christi aliena fiat, atque in extremo examine districtae ultioni subiaceat:* oder auch über den Uebertreter mit wenig Worten das *Anathema* ausgesprochen.

Dagegen versprachen denn aber auch die Päpste den Folgsamen öfters alles Heil und göttlichen See-

gen, z. B. *Cunctis autem eidem loco iusta seruanti-
bus sit pax domini nostri JHSU Christi quatenus
et hic fructum bonae actionis percipiant, et apud
districtum iudicem praemia aeternae pacis inueniant.*
Oder: *At vero qui pio intuitu observator extiterit
benedictionis gratiam a misericordissimo Domino Deo
nostro multipliciter consequatur, et aeternae vitae
particeps efficiatur.*

§. 159.

Den Päpsten folgte die höhere Geistlichkeit
hierin getreulich nach; z. B. *Auctoritate beati Pe-
tri, principis Apostolorum et nostra has traditiones
corroboramus, anathemate perpetuo obligantes, qui
eas infringere et cassare praesumserint*, schrieb der
Erzbischof Heinrich von Mainz in einer Urkunde
vom J. 1143: *et ne aliqua in posterum inde retra-
ctatio fiat, aut alicuius calliditate ecclesiae subtraha-
tur, beati Apostolorum principis Petri, et domini
Papae et nostri banni auctoritate interdiximus* steht
in einer Mainzischen Urkunde vom J. 1135 und
Bischof Gardolf von Halberstadt gebrauchte in einer
Urkunde vom J. 1197 die Formel: *Auctoritate om-
nipotentis dei et Apostolorum Petri et Pauli, et sub
interminatione anathematis inhibentes, ne quis prae-
taxatam ecclesiam in bonis illis de caetero molestare
praesumat.*

§. 160.

Weltliche Personen hohen oder niedern Stan-
des, konnten geistliche Strafen nicht androhen. Das
einzige in dieser Hinsicht, was ihnen unbenommen
war, ist nur der Wunsch, daß es dem Vereitler

ihrer Absicht zeitlich und ewig unglücklich gehen möge: (Verwünschungen.)

Wenn sich daher auch in ältern kaiserlichen Urkunden Ausdrücke finden, welche eine Art des Androhens geistlicher Strafen zu seyn scheinen, (Grubers Diplom. I. S. 290 u. fg. Chron. Gottwic. I. 174 sqq.) so sind diese doch nur als solche fromme Wünsche zu betrachten.

Das Beyspiel, welches Gatterer in seiner Diplomantik S. 361. aus *Leuckfeld Antiq Walkenred.* anführt, scheint nicht aus einer Urkunde genommen zu seyn, sondern auf Tradition zu beruhen.

§. 161.

Dagegen ziemte es wohl dem weltlichen Herrscher, seine Befehle durch Androhung weltlicher Strafen zu befestigen, und dieses geschah von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Dergleichen sind:

1) Die Strafe der Nullität alles dessen, was dem Inhalte der Urkunde entgegen geschehen möchte. Z. B. *Decernentes, si quid in contrarium factum fuerit, ipso iure penitus non tenere.*

2) Kaiserliche Ungnade: als lieb ihnen unsere Huld sey, und Ungnade zu vermeiden: *quod qui facere praesumserit grauem nostrae maiestatis offensam se nouerit incurrisse.*

3) Geldstrafen: z. B. *Si quis autem temerarius hoc nostrum praeceptum in aliquo infringere temptauerit, sciat se compositurum centum libras auri, medietatem camerae nostrae, et medietatem praedictis etc.* und die noch anjetzt sehr gewöhnliche Formel: als

lieb einem jedem sey, Unsere und des Reichs schwere Ungnade und Strafe, und dazu eine Pön, nemlich funfzig Mark löthigen Goldes zu vermeiden.

4) Bisweilen auch wohl andere Ehren - Leib - oder Lebensstrafen.

§. 162.

In Urkunden, welche nicht befehlend sind, sondern freywillig übernommene Verbindlichkeiten festsetzen, kann die Bestärkungsformel nicht im befehlenden Tone gefasst, sondern sie muß von der Art seyn, daß dadurch diese Verbindlichkeit mehreren nach Willkühr der Parteyen verabredeten Nachdruck erhält. Dergleichen Urkunden nun sind entweder einseitige Bekenntnisse der übernommenen Verbindlichkeit gegen einen andern, oder aber Verträge, in welchen beyde Theile zugleich gegenseitige Verbindlichkeiten übernehmen.

Die letztern, wohin unter andern die im Mittelalter sehr gewöhnlichen Schutz - und Vertheidigungsbündnisse der Fürsten unter einander, oder auch mit angesehenen von Adel, so wie in gewisser Hinsicht die Lehnbriefe gehören, erhielten und erhalten zum Theil noch ihre Bestärkung durch die ächt deutsche, einem deutschen Manne billig genügende Formel: getreulich und ohne Gefährde; zum Theil aber wurden darin die gegenseitigen Verbindlichkeiten noch durch besondere Bestärkungsmittel befestigt. Dahin gehören folgende:

1) die allgemein bekannte, und auch jetzt noch häufig übliche Festsetzung einer Conventionalstrafe für denjenigen Theil, welcher vom Vertrage zurücktreten würde;

2) eidliche Bekräftigung, oder vielmehr Anzeige, daß der Vertrag mittelst Eides bestärket sey, z. B. Alle desse vorgeschreuen Punkte — desse Breues, hebben wy — geredet und gelovet, gereden und loven de gegenwärdigen, in kraft desse Breues, in guden Truwen, stede und vast und unvorbroken wol to holdende, und hebben dat vort mit unsen lifliken Fingern stavedes edes mit wolbedachtem mode up dessen Bref to den hilgen geschworen. — oder: Alle desse vergescreven Punkte hebbe wy — unser ein dem andern in guden ganzen Truwen gelovet, gesekeret, und to den hilgen geschworen, loven, sekeren und sweren vormiddelst dessem Breve stede, vast und unvorbroken to holdende, to donde, und to vulforende ane Argelist und Geverde u, dergl.

Bey einseitigen Bekenntnissen übernommener Verbindlichkeiten, fanden eben diese Bestärkungsmittel statt; aber es traten auch nach Beschaffenheit des Vertrages öfters noch andere ein. So versprach

1) ein Fürst wohl die Verbindlichkeit zu erfüllen bey Fürstlichem Worte, oder in guter wahrer fürstlicher Treue;

2) es wurde versprochen, für die Festhaltung des Vertrages Bürgen oder sonstige Sicherheit zu stellen; z. B. disse Rede schole we ok ome vorwissenen, dat sinen Vrunden dünke des dat he wifs genoch si. Were ok dat we dusser degedinge wat vorwisseden mit borgen, storve der borgen ein, in des stede sholde we setten einen andern binnen veer weken, de ome behagede;

3) oder die Bürgen wurden gleich bestimmt, und ihre Verbindlichkeiten mit festgesetzt; z. B. *Vt au-*

tem omnia supradicta firma et inconuulsa perpetuis temporibus perseuerent, Nobiles viri Godescalcus de Plesse, et Comes Albertus de Everstein, una nobiscum promiserunt manuali fide: Unde we Hans van Honlege, Gerhard van Wederden, Riddere, Siverd van Saldere, Albert van Alvensleve, Rotger van Gustede unde Ludolf Slengerdes Knapen, bekennet in desseine sulven Breve, dat we uns to Borgen sat hebben vor desse vorbenomden van Oberger unde ere Erven, in desser Wise: Were dat unsen vorbenomden Heren Hertogen Wilhelme eder Hertogen Lodewige, eder eren Erven unde Nakomelingen jenich Brock eder hinder worde in dessen vorbenomden Stucken, so wille we binnen den negesten vertein Nachten darna, dat we dar umme maned worden, komen to Zelle, unde dar ein recht Inleger don unde holden, unde nicht buten benachten, de Broke en sy on genzliken irvullet, eder we en don dat mit ereme Willen: und dergl.

4) oder man machte sich selbst zum Einlager verbindlich, z. B. Were aver, dat we des nicht doen enwelden unde desser verscrevenen Stucke welk an uns eder an unser jenicheme brok worde, so sholden we eder de jene, an dem des brok worde, van Stund an, wenne we darumme gemanet worden, inriden to Wulferbutle, und dar dem ergenanten Hochgebornen Vorsten eder sinen Erven holden eine rechte Vengnisse, unde nicht van dare, we en deden dat mit orem guden Willen: und was dergleichen Verabredungen mehr sind.

§. 163.

Von Urkunden über Verträge wurde und wird

noch öfters für jeden Theil ein gleichlautendes Original ausgefertigt, und auch dieses am Schlusse derselben mit bemerkt. Z. B. *Ad cautelam ergo futuri temporis et huius facti certitudinem atque firmitatem placuit nobis ab utraque parte gesta conscribi et duplicari, ita ut nos tam nostram quam Comitum, et Comes tam suam quam nostram teneat scripturam sigillatam*; oder zu Urkund dessen ist dieser Vertrag in zwey (drey, vier) gleichlautenden Exemplaren ausgefertigt etc.

Zu diesen **Duplicaten** (Triplicaten) gehören auch die **Chirographen** (§. 150.) welche nur in Ansehung der Originalisirung von den gewöhnlichen Duplicaten abweichen.

§. 164.

Den Schluss der eigentlichen Urkunde macht das sogenannte **Datum**, d. h. die Angabe der Zeit und des Ortes, wann und wo die Urkunde angefertigt worden.

Weil aber durch diese eine Thatsache bescheinigt wird, so hielt man es oft für wesentlich auch die Zeit und den Ort zu bestimmen, wann und an welchem die Thatsache selbst geschehen war. Dies wird durch den Ausdruck *actum, acta sunt haec*, Geschehen; angedeutet, so wie die Ausfertigung der Urkunde durch *datum, datae sunt*, Gegeben u. s. w. bezeichnet wird. Trafen Zeit und Ort für beyde zusammen, so wurde dies durch den Ausdruck *actum et datum*, geschehen und gegeben u. s. w. bemerklieh gemacht,

Oft mag man nicht auf diesen Unterschied geachtet, oder der Concipient ihn nicht genau gekannt

haben. Indessen kann man im zweifelhaften Falle doch nicht anders als folgende Regeln annehmen:

1) Ein bloßes *Actum* ohne *Datum* bestimmt nicht die Ausfertigungszeit des Diplomes, sondern die Zeit der geschehenen Thatsache:

2) Ein bloßes *datum* bestimmt die Zeit, wann die Urkunde ausgefertigt ist, läßt aber den Zeitpunkt, wann deren Inhalt sich zugetragen habe, unbestimmt.

3) *Actum* und *datum* zusammen zeigen an, daß die Ausfertigung der Urkunde mit der geschehenen Thatsache selbst zusammentreffe.

Jetzt kennt man den Unterschied in den Canzleyen nicht mehr; man schreibt geschehen und gegeben, wenn auch die Urkunde viel später ausgefertigt wurde, als die Sache geschah, worüber sie lautet.

§. 165.

Soll das Datum vollständig seyn, so muß es Ort und Zeit enthalten.

Der Ort scheint bey *Actum* wohl beständig als derjenige angenommen werden zu können, an welchem die Verhandlung geschah. Bey *datum* dürfte er auch wohl bey kaiserlichen und päpstlichen Urkunden für denjenigen zu halten seyn, an welchem sich der Kaiser oder Papst zur Zeit der Originalisirung befand. Bey andern Urkunden aber dürfte dieses zweifelhaft bleiben, und sehr häufig anzunehmen seyn, daß der Ort bey *Datum* denjenigen bedeute, an welchem die Urkunde geschrieben wur-

de, wo mithin die Canzley des Ausstellers, nicht dieser selbst sich befand.

Das *actum* und *datum* der kaiserlichen und päpstlichen Urkunden ist für Itinerarien dieser Herrscher wichtig; unwichtig oder weniger brauchbar dazu in Ansehung der Reichsfürsten und anderer Personen.

§. 166.

Die Zeitbestimmung enthält die Bezeichnung des Tages und Jahres.

Der Tag wurde, entweder nach dem römischen, oder dem Kirchen-, oder dem Civil-Kalender angegeben.

Der römische Kalender zählt bekanntlich die *Calendas*, *Nonas*, *Idus* für jeden Monat. Der Kirchen-Kalender zählt weder Tage noch nennet er Monate, sondern jeder Tag des Jahres hat seinen eigenen Namen, entweder von einem Heiligen, oder von einem gottesdienstlichen, dem Tage besonders eigenen Geschäfte, oder Feste. Der Civil-Kalender, derjenige, welcher jetzt allein im Gebrauche geblieben ist, zählt die Tage eines jeden Monats.

Bis zum 13ten Jahrhunderte etwa findet sich der römische Kalender, seltene Ausnahmen abgerechnet, allein in den Urkunden, seitdem nebenher der Kirchen-Kalender, dessen Gebrauch bald überhand nahm. Der Civil-Kalender findet sich auch bisweilen seit dem 13ten Jahrhunderte, seine Anwendung wurde indess erst im 15ten, besonders 16ten Jahrhunderte häufiger, und seit dem 17ten Jahrhunderte läßt sich annehmen, daß durch denselben der Kirchen-Kalender aus den Urkunden verdrängt sey.

In der römischen Canzley ist der römische Ka-

lender noch in den neuesten Zeite, nicht ganz ausser Gebrauch gekommen, des Kirchen-Kalenders aber scheinen die Päpste sich nicht bedient zu haben.

§. 167.

Die Angabe der Jahre nach Christi Geburt findet sich in den Urkunden der Merovinger noch nicht. Seit Karl dem Großen wurde sie allmählig eingeführt, und seit Karl dem Kahlen gewöhnlich. In päpstlichen Urkunden findet sie sich, Ausnahmen abgerechnet, vom 11ten bis zum 13ten und dann erst wieder seit dem 15ten Jahrhunderte.

Statt deren wurden von den Päpsten die Jahre auf altrömische Weise durch Angabe der Consuln, nachher durch die Römerzinszahl (Indiktion) späterhin durch ihre eigenen Regierungsjahre bezeichnet. Die Bemerkung der Regierungsjahre blieb auch nach Wiederaufnahme der christlichen Aere in ihren Urkunden gewöhnlich; hingegen scheint die Zählung nach Indiktionen seit dem 13ten Jahrhunderte zum wenigsten selten zu werden.

Worauf sich Grubers Behauptung im 3ten Theile seiner Diplom. S. 51, daß noch jetzt die Päpste nach Indiktionen datiren, gründe, muß bis zu weiterer Nachweisung dahin gestellt bleiben.

Die Merovingischen Könige rechneten nach Ihren Regierungsjahren; die deutschen Kaiser und Könige ebenmälsig nach den Jahren von ihrer Erwählung (*annus regni*), oder Krönung zu Rom (*annus imperii*), oder, so lange derjenige noch lebte, zu dessen Nachfolger sie gewählt waren, nach Jahren von dieser vorläufigen Ernennung (*annus ordinatio-*

nis) und diese Zeitangaben sind in den kaiserlichen Urkunden bis jetzt im Gebrauche geblieben.

Die weltlichen Reichsfürsten haben, einzelne Ausnahmen, besonders im Oestreichschen Hause abgerechnet, ihre Regierungsjahre nie gezählt; die geistlichen aber fügten der christlichen Jahrzahl auch zuweilen die ihres priesterlichen Amtes (*annus Pontificatus*) hinzu.

In ältern Zeiten war auch die Angabe der Römerzinszahl in kaiserlichen sowohl, als andern Urkunden, sehr gewöhnlich; späterhin kam diese ausser Gebrauch, und nur die Notarien sind noch zu deren Anführung verpflichtet.

Zwischendurch häufen sich nebenher die Bezeichnungen der Jahre noch durch Anführungen aus der astronomischen Chronologie.

Eine Hauptschwierigkeit, um die ältern Zeitangaben auf unsere jetzige Zeitrechnung zurückzuführen, liegt da, wo von Jahren nach Christi Geburt die Rede ist, in dem ehemals so sehr verschiedenen Anfangspunkte des Jahres, und bey Regierungsjahren in der genauen Kenntniß des Tages, von welchem dieses an zu rechnen ist.

§. 168.

Chronologie und genaue Geschichtskentniß sind daher auch in dieser Hinsicht unentbehrliche Wissenschaften für den Diplomatiker, aber die hieraus abgeleiteten Resultate über die Zeitbestimmungen der Urkunden gehören nicht in den Bezirk der eigentlichen Diplomatie.

Zum gewöhnlichen Gebrauche ist das bequemste Buch über die diplomatische Chronologie:

Jos. Helwig Zeitrechnung zu Erörterung der Daten in Urkunden für Deutschland. Wien 1787. Folio.

Ausserdem sind hierüber besonders zu merken:

Chr. Gottl. Haltans *Calendarium medii aevi etc.* Lips. 1729. 8. übersetzt und vermehrt von Scheffer unter dem Titel: Jahrzeitbuch der Deutschen des Mittelalters. Erl. 1794. 4.

J. J. Rabe *Calendarium festorum dierumque mobilium atque immobilium in usum Chronologiae et rei dipl.* Onold. 1735. 4.

Joh. Heinr. Waser historisch-Diplomatisches Jahrzeitbuch zur Prüfung der Urkunden. Zürich 1779. Fol.

Greg. Grubers Lehrsystem diplomatischer Zeitenkunde: des Lehrsystems der Diplom. 3ter Theil. Wien 1784. 8.

§. 169.

Oft findet sich in Urkunden nicht der Tag, sondern nur das Jahr, zuweilen auch die Woche oder der Monat angeführt. Vom 14ten bis zum 17ten Jahrhunderte, besonders im funfzehnten und sechszehten, werden auch häufig bey der Jahrzahl die Tausende und Hunderte, manchmal nur die erstern, als sich von selbst verstehend weggelassen, und diese Abkürzung durch ein *xc.* oder *etc.* oder auch wohl durch Worte angedeutet z. B. *Anno etc.* neun und zwanzig: im Jahr der mindern Zahl vier und funfzig: *Anno a nato Christo LXX.*

Ganz undatirte Urkunden finden sich gleichfalls genug, und können blofs deshalb keines Weges für untergeschoben oder nicht vollzogen gehalten werden. Ihr Alter aber ist nach der Schriftkunde und dem Inhalte, mithin nach den Regeln der di-

plomatischen und historischen Kritik zu bestimmen.

§. 170.

Das Datum findet sich übrigens bey kaiserlichen Urkunden, welche mit Recognitionszeichen und Monogrammen versehen sind, so wie bey den auch von den Cardinälen mit vollzogenen päpstlichen Bullen, und bey ältern fürstlichen Diplomen mit untergedruckten Siegeln, ganz unten am Ende des Pergamentbogens. Sonst gehört es an den Schlufs des eigentlichen Textes, wo es auch in den neuern kaiserlichen Urkunden und päpstlichen Bullen sich findet.

§. 171.

Die Formel selbst, so wie auch der Ort wohin sie gesetzt wurde, scheint aber der darin herrschenden Willkührlichkeit wegen zur Beurtheilung der Aechtheit der Urkunden nur von sehr geringem Nutzen zu seyn.

§. 172.

Am Ende der Datumsformel findet sich öfters noch eine religiöse und zugleich, daß damit die Urkunde selbst schliesse, andeutende Aeufserung; z. B. *Actum — in Dei nomine feliciter amen:* oder *feliciter amen:* oder blofs *feliciter.* — Die päpstlichen Bullen, wenn das *datum* ganz unten steht, schliessen auch oft den übrigen Text mit dem einfachen oder wiederholten *Amen.*

§. 173.

Zum Schlusse der Formelkunde noch ein Paar

Worte über einige Arten der Expeditionen, welche nicht eigentlich zu der Kategorie der Urkunden gehören. Dahin sind zuerst die päpstlichen Breven zu rechnen. Sie sind der Regel nach entweder Schreiben in kirchlichen Angelegenheiten von minderer Wichtigkeit an einzelne Personen, oder offene Befehle über dergleichen Gegenstände (verschlossene, offene Breven.) Der Styl in ersteren ähnelt einem etwas feyerlichen Briefstyle, der in letztern ist der befehlende, jedoch minder feyerliche Styl, als derjenige, welcher in eigentlichen Bullen herrscht. Der Papst nennt sich darin nicht *Episcopus servus servorum dei*, sondern gewöhnlich *Papa* mit der Zahl seines Namens z. B. *Sixtus Papa IV*, oder bisweilen *Episcopus* ohne die Unterscheidungszahl, selten *Pontifex maximus*, wie dies z. B. in einem Breve Pauls des fünften vom Jahre 1606 der Fall ist. Auf den in der obersten Reihe allein stehenden Namen und Titel folgt öfters ohne weiters der Text, öfters aber in verschlossenen Breven, oder auch solchen die überall an bestimmte Personen gerichtet sind, eine Grussformel, bey andern, besonders wenn sie einen offenen, nicht an bestimmte Personen gerichteten Befehl enthalten, die Eingangsformel *ad perpetuam rei memoriam*.

Seitdem die Breven unter dem Fischerringe ausgefertigt werden (im funfzehnten Jahrhunderte) ist dies jederzeit bey der Datumformel mit bemerkt, z. B. *datum Romae apud Sanctum Petrum, sub annulo Piscatoris*; da hingegen die Bullen des daran hängenden Siegels nicht erwähnen.

§. 174.

Eine andere Art päpstlicher Befehle sind die so-

genannten *Motus proprii*, welche z. B. in *Magno Bullario Romano* mit aufgeführt werden, und deshalb hier nicht übergangen werden dürfen, um zu warnen, daß niemand sie unter die Urkunden rechne, oder als in das Gebiet der Diplomatie gehörig betrachte. Sie sind, wie es scheint, nichts, als offene Anschläge, welche römische Policeygegenstände, oder das päpstliche Cameral-Interesse betreffen, und in keinem Betrachte in die deutsche Diplomatie gehören. Ihre Benennung haben sie davon, weil es darin heißt, daß sie der Papst *motu proprio* erlassen habe.

Die Signaturen der Päpste, wenn gleich sie zuweilen die Stelle förmlicher Bullen vertreten können, gehören eben so wenig in die Diplomatie, als das *Fiat* eines deutschen Regenten unter einem Supplicate für eine Urkunde (welche darnach erst ausgefertigt werden soll,) wird gehalten werden.

§. 175.

Daß Mandate und Befehle in processualischen und solchen ähnlichen Angelegenheiten, wenn sie auch mit Siegel und Unterschrift versehen sind, doch nicht in das Gebiet der Diplomatie, sondern der Canzley-Praxis gehören, folgt schon aus ihrem Begriffe, weil sie keine Urkunden, d. h. keine feyerliche, eine Thatsache für künftige Zeiten beglaubigende, Documente sind.

§. 176.

Hingegen gehören beglaubte Abschriften von Urkunden allerdings für die Diplomatie. Die

Anfertigung derselben geschah, und kann noch auf verschiedene Weise geschehen:

1) auf die bekannte gewöhnliche Weise, vermittelt einer Bescheinigung unter der Abschrift über deren Uebereinstimmung mit dem Originale.

2) Mittelt einer über die Abschrift ausgestellten besondern Urkunde: *Transsumt*. Diese hat völlig alle Eigenschaften eines solchen Documentes. Im Eingange wird gesagt, daß der Inhaber des Originales, dessen Inhalt nun wörtlich eingerückt wird, dem Aussteller diese Urkunde mit der Bitte um deren Transsumirung und Vidimation eingehändigt hätte, daß darauf die Abschrift mit dem Originale zusammen gehalten, und damit übereinstimmend, das Original auch völlig unverdächtig und untadelhaft befunden wäre; und daß darüber dieses *Transsumt* ausgefertigt sey.

Eine solche Abschrift ist der erstgedachten Art ungleich vorzuziehen, weil die förmliche Urkunde über die Vidimation dieser ein weit größeres Gewicht beylegt, als die bloße Bescheinigung unter der Abschrift.

In ältern Zeiten wurde die ersterwähnte Art der Vidimation etwas umständlicher auch auf das Aeussere des Originales mit erstreckt; z. B. *Nos Euerhardus dei gratia abbas in Wimedeburg et Nos Conradus etc. — Tenorem apostolicum supra scriptum* (es ist die Vidimation der Abschrift einer päpstlichen Bulle) *vidimus sub vera bulla filis integris, non cacellatum, nec in aliqua sui parte vitiatum, et hoc ipsum nostris sigillis coram omnibus, quibus praesens scriptum exhibitum fuerit protestamus.* Von dem Worte *Vidimus* hat diese Art der vidimirten Abschriften den Namen *Vidimus*

erhalten; wenn gleich diese Benennung auch öfters von eigentlichen Transsumten gebraucht wird.

Gelegentlich, ergiebt sich hieraus, daß man nicht *copia fidemata*, oder *fidemiren*, sondern *copia vidimata* und *vidimiren* schreiben müsse.

Cap. VIII.

2) Aeussere Form der Urkunden.

§. 177.

Es bleibt nun nur noch die Betrachtung der äussern Form der Urkunden übrig, das heisst desjenigen, wodurch der Text die Gültigkeit eines Originalen erhält. (Vollziehung)

§. 178.

Z e r t e r n.

Die allereinfachste Art der Originalisirung hat etwas ähnliches mit den bekannten Kerbstöcken. Man schrieb zwey gleichlautende Exemplare dergestalt auf ein Blatt, daß zwischen beyden ein leerer Raum war. Auf diesen zeichnete, oder schrieb man Kreuze unter mancherley willkührlicher Gestalt, Kruzifixe, die Worte Jesus, Maria, u. dergl. oder das Wort *Cyroglyphum*, oder Buchstaben des Alphabetes u. s. w. nach Willkühr der Schreiber. Dann wurden beyde Exemplare also von einander geschnitten, daß der Schnitt diese erwähnte Zeichnung, oder Schrift in zwey Theile theilte, mithin jedes Exemplar einen Theil derselben erhielt. Die Aechtheit des einen Exemplars konnte daher durch die

Gegeneinanderhaltung mit dem andern dargethan werden, aber auch nur dadurch allein, weil alle weitere Anzeigen der Originalität fehlen. — Urkunden die auf diese Weise originalisirt sind, heißen Chirographen (auch Cyrographen) Zerter, Kerbbriefe, Kerbzettel. *Kerbzettel*

Die Theilung der beyden Exemplare kann übrigens mittelst eines geradlinigten, oder wellenförmigen, oder ausgezackten Schnittes geschehen. Die letztere Methode ist begreiflich die sicherste, und heist mit dem eigenen Namen Indentur; und solche Zerter *Indentaturae*, *Cyrographa indendata*. Die achte Tafel enthält eine ungefähre Angabe eines durch die Buchstaben *A B C D* wellenförmig durchschnittenen Zerters. (vergl. §. 150.)

Dass die Chirographen weder Unterschrift noch Siegel haben können, folgt aus ihrem Begriffe; ihr Gebrauch scheint in Deutschland erst im 15ten Jahrhunderte aufgekommen zu seyn, und bis ins siebzehnte fortgedauert, ja in gewisser Hinsicht wohl noch hie und da nicht ganz aufgehört zu haben. Sie gehören inzwischen immer unter die diplomatischen Seltenheiten, weil ihre Anwendung ihrer Unvollkommenheit wegen nie ausgebreiteten Beyfall erhielt.

§. 179.

Eine große Unbequemlichkeit der Zertern liegt besonders darin, dass derjenige, welcher sich ihrer zum Beweise der darin berührten Thatsache bedienen will, die Aechtheit des Documentes selbst nicht anders, als durch die Vorzeigung des zweyten Exemplares erweisen kann. Ist dieses verlohren, so bleibt auch dieser Beweis unmöglich. Daher ist eine solche

Vollziehung vorzüglich, wodurch jede Urkunde ein für sich selbst bestehendes Original wird. Dies kann sehr bequem durch Unterschrift oder Siegel, oder durch beydes zugleich bewirkt werden, und so wurde es auch mehrentheils von den ältesten Zeiten bis jetzt gehalten.

§. 180.

U n t e r s c h r i f t.

Wer schreiben kann, unterschreibt seinen Namen, wo es nöthig ist, selbst; wer des Schreibens unerfahren ist, macht statt seiner Unterschrift ein gleichgültiges Zeichen, gewöhnlich ein Kreuz von beliebiger Form und Gröfse, und ein anderer bescheinigt dabey, dafs dieses das Handzeichen des Unterzeichnenden sey. Diese bekannten Sätze lassen sich in der Diplomatiek als allgemein gültig annehmen. Abweichungen davon sind mehr anscheinend, als in Erwägung der Rechtsregel, dafs dasjenige, was ein anderer auf unser Geheiß thut, als unsere eigene Handlung zu betrachten ist, wirklich vorhanden.

Weil aber die Vollziehungsart der Urkunden mittelst der Unterschrift in den verschiedenen Zeitaltern, und bey den verschiedenen Gattungen der Diplome so sehr abweichend ist, so wird es nothwendig, von jeder Art derselben besonders zu handeln.

§. 181.

Die meiste Mannigfaltigkeit bieten die Urkunden der deutschen Kaiser und Könige dar.

Die Merovingischen Könige, wenn sie schreiben konnten oder wollten, unterschrieben ihren Namen unter eigentliche Urkunden selbst,

Grubers Diplom. II. 125.

andere bedienten sich einer oft unvollständigen und daher schwer zu enträthselnden Chifre, z. B. Chodowich II. und III. deren Mutter und Clotar, Chlodowichs II. Sohn.

Gatterers Abriss S. 121. Gruber I. 189.

die übrigen, nebst dem Stammvater der Carolinger Pipin, und dessen Sohne Carlmann unterzeichneten mittels eines Kreuzes.

§. 182.

Carl der Grosse aber führte eine eigene, obwohl vielleicht nicht von ihm erfundene Unterzeichnungsart ein, welche aus einer vollkommenen Namenschifre bestand, mithin sämtliche Buchstaben seines Namens jedoch also gestellet enthielt, dafs sie das Ansehen eines zusammenhängenden Zuges hatten. Er wählte dazu die Form eines Kreuzes, dessen Mittelpunkt das rautenförmige O enthielt, und an dessen vier Spitzen die übrigen zu dem Worte *Karolus* erforderlichen Züge angehängt waren, mit Weglassung jedoch des A und V, indem das erstere durch den obern Theil der Raute, das letztere durch deren untern Theil zugleich mit gebildet war. Sie ist auf der achten Tafel Nr. 1. abgebildet.

§. 183.

Eine solche Chifre, oder Zeichen, welches sämtliche Bestandtheile eines oder mehrerer Wör.

ter auf einer bestimmten Grundfigur zusammenstellt, heißt ein Monogramm.

Die Figur der Monogramme wird dadurch herausgebracht, daß die einzelnen Buchstaben an die Grundfigur angeschoben, in dieselbe verschlungen, oder auch wo es nöthig ist übereinander gesetzt werden.

Selbst in unserer Schreib- und Druckschrift sind einige monogrammatische Verbindungsarten der Buchstaben hergebracht, welche unrichtig zu den Abbreviaturen gerechnet werden. Z. B. *Æ*, *æ*, für *AE* und *ae*; *W* welches eigentlich ein verschlungenes *VV* war, u. s. w. Auch findet sich in Urkunden manchmal eine Stellung der Buchsta-

ben, wie z. B. *DILEC*^T_S^I_M^S_O welches offenbar kei-

ne Abkürzung sondern nur eine monogrammenförmige Versetzung der Buchstaben ist, und wenn gleich sie hie und da zur Gewinnung des Platzes geschehen mochte, dennoch eben so wenig, als

die Figur *N*^o_a für *anno* u. dergl. unter die Abbreviaturen zu zählen ist,

§. 184.

Die Form der Monogramme ist völlig gleichgültig. Sie hängt von der Gestalt der Grundfigur ab, an welche die Bestandtheile des dargestellten Wortes gehängt sind. Die vorzüglichsten sind:

1) ein einfaches oder doppeltes Kreuz. Taf. VIII. Nr. 1. 2.

Ob das Kreuz in der Mitte eine Raute enthält oder nicht, hängt davon ab, ob der Zeichner einen oder mehrern Buchstaben durch diese Figur mit anzudeuten gut fand. — Die Abtheilung der

kreuzförmigen Monogramme, in solche, die mit einer Raute versehen sind oder nicht (*rhombata* und *non rhombata*) ist daher, wie es scheint, eben so wenig zulässig, als wenn man das Monogramm Nr. 2. als ein solches beschreiben wollte, welches in der Mitte ein *E* enthielte.

2) eine Raute, als Hauptfigur. Nr. 3.

3) ein Sechseck, oder Viereck statt der Raute Nr. 4. 5.

Cirkelförmige Monogramme giebt es nicht; wenigstens ist bis jetzt noch kein Monogramm bekannt, dessen Grundfigur ein Cirkel wäre. Wenn hie und da um das Monogramm ein Cirkel gezogen ist, so gehört der nicht zu dessen Wesen.

4) ein zur Anfügung der übrigen schicklicher Buchstab des Alphabetes.

Da die Buchstaben *H*, *M* und *N* am geschicktesten sind, die übrigen durch Anfügungen oder Verschränkungen etc. in ihre Figur aufzunehmen, so dienen auch diese größtentheils zur Grundlage der Monogramme, z. B. Nr. 6, welches *H* zum Grundbuchstaben hat. — Bey der monogramatischen Darstellung solcher Wörter, welche einen dieser Buchstaben nicht enthalten, wählte man einen andern, der dem Zeichner am geschicktesten schien; z. B. *X* oder *V* u. s. w. Konnte man mit einem Buchstaben nicht ausreichen, so legte man deren zwey, z. B. *TT*, *LC* zum Grunde, welche man durch eine Querlinie oder sonst auf eine schickliche Weise mit einander zu verbinden pflegte. Eine nicht häufige Ausnahme von der Regel machen solche Monogramme, welche auf mehreren unverbunden neben einander stehenden Grundbuchstaben beruhen.

Die Eintheilung der buchstäblichen Monogram-

me in viereckte, kreuzförmige, oder winklige, ist eben so seltsam, als wenn man die Buchstaben selbst auf solche Weise nach ihrer Figur eintheilen wollte.

§. 185.

Ursprünglich dienten die Monogramme nur zur Bezeichnung des Namens allein, in der Folge wurden darin auch die Bestandtheile des Titelwortes des Unterzeichners mit aufgenommen. Die ersteren heißen Namen-, die letztern Titel-Monogramme. So sind z. B. die Monogramme 1. 3. und 4 von Carl dem Großen, König Rudolph II. von Burgund, und König Robert von Frankreich aus Capetingischem Stamme, als die bloßen Namen, *Karolus*, *Rodolph*, *Robertus* enthaltend, Namen-, die Nr. 2. und 5 vom römischen Könige Albrecht I. und Kaiser Ludwig V. dem Bayer, die Titel: *Albertus Dei gratia Romanorum Rex semper Augustus* und *Ludovicus Dei gratia Romanorum Imperator semper Augustus* begreifend, Titelmonogramme.

Manchmal ist dem Monogramme noch ein Wahlspruch hinzugefügt, welcher eigentlich nicht dazu gehört. Dieses geschah z. B. von dem römischen Könige Wilhelm, der zwischen zwey um das Monogramm gezogenen Cirkel-Linien einen ziemlich weitläufigen und andächtigen Spruch mit völlig ausgeschriebenen Worten nach Art einer Umschrift hinzufügen ließ:

Heinecc. antiquit. Goslar. I. p. 44. III. 272.

und von Kaiser Friedrich IV. (III.) in dem Titel-Monogramme Nr. 6. welches ausser den Worten: *Fridericus Dei gratia Romanorum Imperator semper*

Augustus, Hungariae; Dalmatiae Croatiae Rex noch die Siglen *A. E. I. O. V.* (Das bekannte: *Austriae est imperare orbi universo*) enthält. — Diese, weil darin Zeichen für andere, zum Namen und Titel nicht gehörige Worte mit enthalten sind, nennt man gemischte Monogrammen.

Eben so gut, als Namen und Titel, läßt sich jedes andere Wort, oder jede andere Formel mittelst eines Monogrammes darstellen: auch ist dieses in einzelnen Fällen wohl geschehen. Die Monogramme, welche andere Wörter, als Namen und Titel darstellen, pflegen Wortmonogramme genannt zu werden. Das bekannteste derselben, *Bene valete* bedeutend, ist auf der achten Tafel unter Nr. 7. abgebildet.

§. 186.

Der Regel nach müssen die Monogramme sämtliche Buchstaben des Wortes enthalten, welches dadurch vorgestellet wird. Bisweilen fehlt wohl ein oder der andere Buchstab, und in solchem Falle heißen sie unvollständige.

Ein Monogramm ist vollständig, wenn auch ein Buchstab, der in dem Worte öfter vorkommt, nur einmal dargestellt wäre.

Die unvollständigen Monogramme müssen die meisten Buchstaben des Wortes enthalten, sonst werden sie zu Siglen, wie dies bey manchen der Fall ist die Gatterer hat abbilden lassen.

§. 187.

Aus dem Begriffe des Monogrammes folgt fer-

ner, daß die Buchstaben des Wortes an eine oder höchstens ein Paar Grundfiguren oder Buchstaben angehängt seyn müssen. Daher sind Wörter, deren gesammte Buchstaben bey einander geschrieben worden, wenn sie auch in den leeren Zwischenraum einer willkührlichen Figur gestellet seyn sollten, nicht zu den Monogrammen zu zählen.

Auch hierin hat Gatterer auf seiner achten Tafel nicht durchaus strenge unterschieden.

§. 188.

Da die Monogramme statt der Namensunterschrift des Ausstellers der Urkunde dienen, so versteht sich von selbst, daß eine Urkunde, die nur Eine Person ausstellte, auch nur Ein Monogramm haben könne; daß hingegen solche Urkunden, deren Gültigkeit von der Unterschrift mehrerer Personen abhängig war, oder bey welchem wenigstens deren Mitunterschrift rathsam erachtet wurde, mehrere Monogramme haben können und müssen.

Die Urkunden mit mehreren Monogrammen, machen daher keine Ausnahme, sondern sind ganz in der Ordnung. Eine äusserst verdächtige Anomalie aber wäre es, wenn eine Urkunde mehr als ein Namen- oder Titel-Monogramm von eben derselben Person hätte, und schwerlich dürfte eine solche ächte Urkunde aufzuweisen stehen.

§. 189.

Die bloße Ansicht der Monogramme zeigt übrigens, daß es ungleich mühsamer sey, ein solches zu zeichnen, als seinen Namen auf die gewöhnliche Weise zu schreiben. Daher ist es im Voraus schon anzunehmen, daß die Aussteller der Urkunden sie

schwerlich selbst gezeichnet haben werden. Die Formel in der Urkunde, daß sie eigenhändig unterschrieben sey, beweiset deshalb, wenn die Unterschrift monogrammatisch ist, noch nicht, daß das Monogramm von dem Aussteller selbst gezeichnet seyn müsse. Er konnte es jemandem zu zeichnen besonders auftragen, oder es war jemand in der Canzley, der dazu ein für allemal den Auftrag hatte. Eine solche Unterzeichnung mußte eben so gut seyn, als wenn sie eigenhändig geschehen wäre, und war dies auch wirklich. Die Uebereinstimmung aber, welche in den Monogrammen einer und derselben Person herrscht, läßt keinen Zweifel übrig, daß, vielleicht einzelne seltene Ausnahmen abgerechnet, die Monogramme nie von demjenigen, wenigstens nicht aus freyer Hand, unter die Urkunde gezeichnet wurden, in dessen Namen dieselbe ausgestellt war.

Unwahrscheinlich ist es auch, daß dieser sie, oft wenigstens, durch ein ausgegrabenes Blech sollte gezeichnet haben. Das dürfte ebenmäßig zu mühsam gewesen seyn. Sollte daher das Monogramm wirklich eigenhändig seyn, so bliebe nichts anders übrig, als daß es mittelst eines Stempels aufgedruckt wäre. Die meisten Monogramme aber scheinen auch diese Vermuthung nicht zuzulassen; daher dürfte es wohl in der Regel anzunehmen seyn, daß die Monogramme von demjenigen gezeichnet wurden, welcher dazu Auftrag, oder die Urkunde geschrieben hatte.

Vergl. hierüber *Oelrichs* (Jo. Carl. Conr.) *de Stampilla diplomatica*, Bützow et Wismar 1762. Folio.

§. 190.

Eine andere Frage aber ist die, ob nicht dennoch die Monogramme durch irgend etwas eine Art der eigenhändigen Unterzeichnung verrathen, oder verrathen sollten.

Erforderlich ist dieses der Regel nach nicht. Indessen will man in mehreren Monogrammen Merkmale gefunden haben, durch welche deren eigenhändige Vollziehung angedeutet wäre. Z. B. der Zug in der Raute des Monogrammes Nr. 1. welcher für ein *v* (*vidi*) oder ein nachlässiges *s* (*subscripsi*) angesehen wird; oder ein Punkt oder sonstiges Interpunktionszeichen, oder eine Querlinie, oder ein Kreuz, oder Tyronische Noten: welche Zeichen der Aussteller der Urkunde zum Beweise seiner Genehmigung selbst hinzugefügt haben soll.

Diese Zeichen sind so willkührlich, so leicht nachzumachen, und so wenig in die Augen fallend, dafs es fast unglaublich ist, wie jemand darauf den Werth einer Bezeichnung, dafs er die Urkunde genehmige, könne gesetzt haben; und noch mehr, wie man habe verlangen können, dafs nur dies Zeichen auch in fremden Augen der Urkunde Vollgültigkeit habe geben sollen, wenn nicht etwa dieses ganz besonders in der Urkunde bemerkt wäre. — Daher, und weil die Richtigkeit der Voraussetzung schwerlich nachzuweisen stehen dürfte, kann eine Urkunde, in deren Monogramme diese sogenannte Spur der eigenhändigen Vollziehung fehlt, wenn an derselben sonst nichts auszusetzen ist, unmöglich für unvollzogen oder ungültig angesehen werden: und die Lehre von den Spuren der eigenen Hand bleibt unbedeutend und unfruchtbar, höchstens ein Spiel des Scharfsinnes.

Wie man aber es einer Urkunde noch jetzt ansehen könne, ob selbige zum Zeichen der Genehmigung berührt, oder bey ihrer Durchsicht die linke Hand aufgehoben sey, (Gatterers Abriss S. 126.) muß erst nachgewiesen werden, ehe diese Förmlichkeit als eine Spur der eignen Hand in die Diplomatie aufgenommen wird.

§. 191.

Wenn daher in einer mit einem Monogramme versehenen Urkunde auch der Vollziehung durch eigenhändige Unterschrift erwähnt wird, (§. 150.) so heißt das der Regel nach nichts weiter, als daß das Handzeichen, gleichviel von wem, hinzugefügt worden. Gleichgültig ist es also, ob in dieser Formel steht: *manu nostra confirmari decreuimus*, oder: *manu nostra propria firmanimus* u. s. w.

Wenn aber ja einmal in einer Urkunde ausdrücklich angeführt ist, daß sie durch einen Punkt, oder eine Linie, oder sonst ein ähnliches Zeichen genehmigt sey, so muß dies Zeichen im Monogramme oder in dessen Gegend befindlich seyn, wenn das Diplom für gültig angesehen werden soll.

Gewöhnlich kommt das Wort *Monogramma* in der Urkunde nicht vor, sondern wird durch andere gleichbedeutende Ausdrücke bezeichnet.

§. 192.

Die Monogramme sollten eigentlich da stehen, wo die Namensunterschrift ihren regelmäßigen Platz hat, d. h. zur linken Hand unmittelbar unter der Urkunde. Da stehen sie auch gewöhnlich, jedoch giebt es Fälle, wo sie unten in der Gegend des Da-

tums stehen, ohne daß dies der Aechtheit der Urkunde schadet.

§. 193.

Weil man aber das Monogramm nicht leicht und mit Sicherheit verstehen, mithin nicht gewiß überzeugt seyn konnte, daß es das Zeichen des Ausstellers der Urkunde sey, so war es eine gute Vorsichtsmaßregel, dieses dabey zu schreiben. Das geschah in der sogenannten Hinweisungsformel (*formula indicationis*). Diese ist gewöhnlich mit der Schrift der ersten Zeile der Urkunde geschrieben, und enthält die Anzeige, daß dieses das Handzeichen dessen sey, von dem die Urkunde ausgestellt ist. Z. B. *Signum Domini Caroli gloriosissimi regis. Signum Domini N N Imperatoris Augusti* u. s. w.

§. 194.

Diese Hinweisungsformel schließt das Monogramm gewöhnlich dergestalt ein, daß das erste, oder die ersten Worte vor demselben, die übrigen aber hinter diesem Handzeichen stehen.

Bisweilen steht auch das Monogramm vor oder unter dieser Formel, und es scheint daher die Stellung des Monogrammes auch in Hinsicht auf diese Formel von der Willkühr dessen, der die Urkunde schrieb, abhängig gewesen zu seyn.

§. 195.

In sofern nun weder das Monogramm noch diese Formel irgend einen glaubwürdigen Beweis gab, daß derjenige, in dessen Namen die Urkunde abgefaßt war, auch wirklich ihren Inhalt gelesen, und seine Zufriedenheit damit bezeugt habe,

wurde es nöthig, daß noch eine Beglaubigungsart hinzukam, wodurch aller Verdacht eines Unterschleifes beseitigt würde. Dieses geschah, durch eine ähnliche Anordnung als die heutigen Contrasignaturen. Die Vorgesetzten der kaiserlichen Canzley nemlich, (Erz-Canzler, Canzler, Notarien) beglaubigten durch ihre Mitunterschrift die Aechtheit der Urkunde.

Geschichte der Notarien und Canzler, welche nicht eigentlich in die Diplomatie gehört. Vergl. darüber unter andern Grubers Diplomatie Th. I. Abth. II. Hauptst. III.

§. 196.

Schon zu den Zeiten der Merovingischen Könige war die Mitunterschrift der Canzler gewöhnlich, und dauerte von da an durch die Periode der Carolingischen Kaiser und Könige bis auf die jetzigen Zeiten ununterbrochen, jedoch unter verschiedenen Modificationen, fort. Wenn die Merovingischen Könige größtentheils nebst ihren Canzlern (Referendarien) die Urkunden selbst unterzeichneten, und zu dem Namen nur das Wort *subscripsi* oder *subscripsit*, oder ein gleichbedeutendes, abgekürzt hinzufügten, so mußte hierin nach Einführung der Monogrammen eine Veränderung vorgehn. Es mußte jemand die sonst durch die Unterschrift des Ausstellers hinreichend beglaubte Urkunde, nun als wirklich ächt anerkennen, und daß er dieses gethan habe, in der Urkunde selbst bescheinigen, d. h. diese *recognosciren*. Daher wurde nun aus der bloßen Mitunterschrift des Canzlers eine *Recognition* formel.

§. 197.

Diese steht unmittelbar unter der Monogrammenformel, und lautet regelmäfsig: *Ego N. N. recognoui et subscripsi.*

Eigentlich war dies Recognosciren das Geschäft des ersten Vorgesetzten der Canzley: Erz-Canzlers. Weil aber dieser, sehr bald einer der vornehmsten Geistlichen Deutschlands, fast nie am kaiserlichen Hofe anwesend war, so vertrat derjenige Canzleybediente, der ihm am Range der nächste war, (Vice-Canzler, Notarius) hierin seine Stelle, bemerkte jedoch, dafs dieses anstatt des Erz-Canzlers, oder wie er auch wohl hiefs, Kaplanes, geschehe. Daher lautet die Recognitionsformel meistens: *Ego N. N. ad vicem (vice) N. N. Archicancellarii et Archiepiscopi — recognoui et subscripsi.*

§. 198.

Aus der Abkürzung des Wortes *subscripsi* war schon zu den Zeiten der Merovinger ein freyer durchaus unleserlicher Zug entstanden, welcher seine Urgestalt, den durch einen Bogen oben verbundenen Buchstaben *f* und *t* verdankte, aber durch allerley Nebenzüge, Querlinien, abentheuerliche Verlängerungen, und zuweilen eingezeichnete Buchstaben und Tironische Noten, so sehr von seinen Grundzügen abwich, dafs niemand dafs Wort *subscripsit* mehr darin suchen dürfte, sondern jeder ihn auf den ersten Anblick für ein Gekritzelt ohne Sinn halten müfste.

Wahrscheinlich geschah dieses aus eben dem Grunde, aus welchem in spätern Zeiten der Beysatz *manu propria* zu dem Namen so oft entsetlet

würde, oder aus welchem noch jetzt oft ange-
sehene Staatsbeamten in ihren Unterschriften ihre
Namen bis zum Unleserlichen verzerren — um
nemlich Verfälschungen desto leichter zu be-
ggnen.

§. 199.

Diese willkührlichen Züge statt des Wortes *sub-*
scripsi dauerten unter den Carolingischen Kaisern,
und deren ersten Nachfolgern deutschen Ursprunges
fort, und arteten so sehr aus, daß mit der Zeit so-
gar die Grundbuchstaben *f* und *t* durchaus nicht mehr
darin zu erkennen sind: so daß es äusserst befrem-
dend wird, die Recognitionsformel sich oft mit dem
Worte *et* endigen zu sehen, und hinter diesem nichts,
als eine Zeichnung ohne allen Bezug, zu finden.
Oft fehlt auch die Verbindung *et* in spätern Zeiten,
zum Beweise, daß man die ursprüngliche Bedeu-
tung des Zeichens schon damals häufig vergessen
hatte.

Zur Probe, wie die Urkunden mit Monogrammati-
scher und Canzlerunterschrift aussehen, sind zwey
dergleichen auf der neunten Tafel abgebildet, die
eine von König Conrad I. die andere von Otto I.
In der ersten sind die Buchstaben *f* und *t* noch
einigermassen herauszubringen, welche in der zwey-
ten gewiß niemand suchen würde, wenn nicht
das Wort *et* andeutete, daß sie dort stehen
sollten.

Mehrere sind deshalb nicht abgebildet, weil
man davon Zeichnungen genug hat; besonders
im *Chron. Gottwicensi*, und der Gattererschen Di-
plomatik, Taf. 4—7.

§. 200.

So willkührlich nun aber diese Zeichnungen

auch zu seyn scheinen, so sind sie doch deshalb, weil, wenn ihr Zweck einigermaßen erreicht werden sollte, ein jeder Canzler dasselbe Zeichen beybehielt, zur Entdeckung nachgemachter und falscher Urkunden von großer Wichtigkeit. Wer daher in den Fall kommt, eine Urkunde aus den Zeiten prüfen zu müssen, in welchen sie gebräuchlich waren, darf nicht unterlassen sich mit diesen Canzlerzeichen genau bekannt zu machen, um sich zu vergewissern, ob die Urkunde wirklich von dem Canzler recognoscirt sey, dessen Namen sie angiebt. Hier kann darüber nur folgendes allgemeine bemerkt werden.

1) Die älteste Form des Zuges, ein bloßes verlängertes *f* oder *f* *t*, oder die schlichte Abbreviatur des Wortes *subscripsi* oder *subscripsit*, erhielt sich seit den Zeiten der Merovinger in Deutschland bis zu den Zeiten Ludwig des Deutschen, also bis um das letzte Viertel des 9ten Jahrhunderts. Die Buchstaben sind durch willkührliche Quer- und Nebenzüge nach verschiedenen Richtungen durchstrichen und umschlungen, jedoch im Ganzen noch ziemlich kenntlich. Innerhalb der die Buchstaben bildenden Grundzüge, finden sich öfters die übrigen Buchstaben des Wortes *subscripsit*, oft auch Tironische Noten und manchmal Nebenbemerkungen, z. B. Nachricht von dem der die Urkunde auswirkte etc. ohne daß der Grund ersichtlich ist, wie diese hieher gehören.

2) Seit Ludwig des Deutschen Tode, wurden die Grundbuchstaben der Canzlerzeichen minder deutlich. Sie bildeten einen Zug, wovon der Umriss in dem ersten auf der neunten Tafel abgezeichneten, einen Begriff giebt. Gatterer, der gern einer jeden

Nüance einen eigenen Namen giebt, vergleicht diesen Zug mit einer Klocke, und nennt daher diese Zeichen klockenförmig. Der Grundzug ist übrigens, wie bey den vorigen, mit vielen Nebenzügen, Noten und Buchstaben durchschnitten und umwunden.

3) Zu den Zeiten der Sächsischen und Fränkischen Kaiser, fiel endlich öfters auch die letzte Spur des *ſt* weg; man zeichnete eine beliebige Figur, z. B. etwas, das einem Thurme ähnlich sah, wie z. B. das zweyte auf der neunten Tafel, oder einem Schlosse (Castell) oder eine Figur, gestaltet wie die beyden Gesetztafeln u. dergl. Wer diese Zeichen darnach Castell- oder Thurmformig nennen will, dem bleibt dies unbenommen. — Auch in diesen finden sich ähnliche Zeichen und Noten, auch Buchstaben, welche zuweilen den Namen des Canzlers ausdrücken; zum sichern Beweise, daß man den Sinn des Zeichens ganz vergessen hatte. Daher ist es denn auch begreiflich, daß man in dieser Periode schon die Zeichen nicht beständig hinzufügte, und seit dem Ausgange des fränkischen Kaiserstammes sie gänzlich hinwegließ.

Die letztere Gattung der Canzlerzeichen deutet übrigens sehr genau auf die Handzeichen der heutigen Notare, die gewiß aus einer Nachahmung von jenen entstanden.

Wenn man die Canzlerzeichen auch Recognitionenzeichen nennt, so ist dieses völlig unrichtig, weil sie auf keine Weise die Recognition der Urkunde, sondern die geschehene Unterschrift derselben andeuten, und nie dem Worte: *recognovi* sondern dem: *subscripsi* untergestellt werden.

§. 201.

Ob die Canzler oder Notare, welche die Urkunde nicht geschrieben, sondern bloß recognoscirt haben, die Zeichen selbst ganz hinzufügten, oder sich den Umriss vom Schreiber der Urkunde vorzeichnen ließen, und nur die leeren Zwischenräume mit Noten, Siglen oder Worten ausfüllten, ob daher Urkunden, in denen der Zwischenraum mit solchen Noten etc. nicht ausgefüllt ist, (wie z. B. in dem ersten auf der 9ten Tafel) für nicht recognoscirt zu achten sind, ob mehrere chrismenähnliche Züge in einem Canzlerzeichen anzeigen, daß die Zwischenräume von mehreren Personen ausgefüllt worden, das alles sind Fragen, die sich zwar durch Vermuthungen wohl ganz wahrscheinlich beantworten lassen, deren Auflösung jedoch immer problematisch bleibt, weil wir bis jetzt theils zu wenig positive Kenntniß von der ältesten Canzleyverfassung haben, theils auch die Tironischen Noten noch zu wenig zu entziffern verstehen. Bis dahin bleibt eine jede Beantwortung derselben ohne allen practischen Nutzen, weil es zu viel gewagt, und von keinem Erfolge seyn würde, eine Urkunde etwa deshalb verwerfen oder für nicht recognoscirt halten zu wollen, weil ein Theil des übrigen nach der damals gewöhnlichen Form gezeichneten Recognitionszeichens, nicht diejenigen Züge enthielte, welche zur vollständigen Recognition erforderlich zu seyn, ein oder der andere Diplomatiker vermuthete.

Eine Urkunde hingegen, deren Canzlerzeichen einen ganz von der Form des Zeitalters, oder andern Zeichen desselben Canzlers, abweichenden Umriss hätte, würde dadurch allerdings [zu einer sehr strengen Kritik berechtigen.

Bey mehreren Canzlerzeichen scheint es, daß die Noten und Siglen den Namen des Canzlers, und eine Anzeige enthalten, daß er das Document geschrieben, unterschrieben und unterzeichnet habe. Wer die Canzlerzeichen im *Chron. Gottwicensi* mit einiger Aufmerksamkeit studirt, wird darüber nicht zweifelhaft bleiben. Dadurch aber wird die Frage noch nicht entschieden, ob dieses zur gehörigen Originalisirung der Urkunde nothwendig war.

§. 102.

Unter den Urkunden der Könige Merovingischen Stammes findet sich ausser der königlichen Unterschrift und der der Canzler oder Notarien, noch oftmals die Mitunterschrift mehrerer Personen, welche gewöhnlich für Zeugen gehalten werden. Nach der damaligen Verfassung aber ist es fast mehr, als wahrscheinlich, daß sie nicht bloß Zeugen der beurkundeten Handlung, oder der Vollziehung der Urkunde waren, sondern daß ihre Miteinwilligung, folglich auch die Vollziehung der Urkunde zu dem Geschäfte und der Gültigkeit des darüber verfasten Documentes erforderlich war. Ihre Unterschrift ist, wenn sie schreiben konnten, eigenhändig, und hat häufig die obenerwähnte Abkürzung des Wortes *subscripsi* eben sowohl neben sich, als die des Königs, oder seines Canzlers. Konnten sie nicht schreiben, so vertrat ein Kreuz oder ähnliches Zeichen deren Stelle.

§. 167.

Ueberall scheinen folgende Regeln in Ansehung der Unterschriften solcher Personen, welche nicht die Aussteller der Urkunde waren, füglich angenommen werden zu können.

1) Wird unter der Urkunde bloß bemerkt, daß gewisse namentlich aufgeführte Personen dabey gegenwärtig gewesen, ohne daß diese weder durch eigene Unterschrift, noch sonst, wirklich Theil an der Urkunde genommen haben, so dient diese historische Nachricht zu keinem andern Zwecke, und verschafft der Urkunde nicht mehr Glaubwürdigkeit, als wenn sie im Texte derselben mit aufgeführt wären. (Vergl. §. 154.)

2) Ist die Unterschrift von Zeugen zur Gültigkeit der Urkunde nicht wesentlich nothwendig, oder auch die Einwilligung mehrerer Personen zur Rechtsbeständigkeit der beurkundeten Handlung nicht erforderlich, so erhält durch die Unterschrift, oder die Unterzeichnung von Zeugen, die Urkunde einen höhern Grad der Glaubwürdigkeit, ohne daß jedoch etwanige Mängel darin ihrer Authenticität wesentlichen Abbruch thun.

3) Eine Urkunde hingegen, zu deren Rechtsbeständigkeit jene Unterschrift erforderlich ist, verliert durch deren Mangel die Eigenschaft eines völlig vollzogenen Originals: durch unvollständige Zeugenunterschrift aber wird ihre Glaubwürdigkeit mehr oder minder geschwächt.

4) Ein Document verliert dadurch nicht in seinem Ansehn, wenn die Zeugen statt des Namens ein bloßes Handzeichen (Kreuz oder dergl.) hinzugefügt haben. Hingegen ist der Name eines Zeugen, wenn er ohne das eigenhändige Handzeichen vom Schreiber hinzugefügt worden, nicht mehr bedeutend, als höchstens die unter Nr. 1. angeführte Bemerkung. Hätte der Zeuge eigenhändig unterzeichnen sollen,

so ist der Mangel dieses Handzeichens ein den Umständen nach die Vollgültigkeit der Urkunde herabsetzender Abgang.

5) Wenn hingegen auch Handzeichen und Namen von Kindern unter den Urkunden mit vorkommen, so schwächt dies das Ansehen des Documentes nicht, weil auch Kinder zum Zeugnisse in Urkunden zuziehen ein obwohl höchst unnützer Gebrauch des Mittelalters war.

6) Eben so wenig verliert eine Urkunde dadurch, wenn sie von Personen mit unterschrieben ist, die zur Zeit ihrer Ausstellung noch gar nicht lebten: sobald nemlich die Urkunde von der Art ist, daß sie auch den Nachfolgern der ersten Unterzeichner zur Nachachtung oder Genehmigung mit vorgelegt werden konnte. Hingegen wäre eine Urkunde offenbar falsch, wenn in derselben solche Personen als zur Zeit der Anfertigung gegenwärtig gewesen, vorkommen würden.

7) Zu welchem Behuf die Unterschrift der Zeugen geschehen sey, ob z. B. bloß zur Beglaubigung der Unterschrift des Ausstellers, oder zur Solemnisation der Urkunde selbst, ergiebt der Anblick der letztern in jedem einzelnen Falle, und bedarf daher hier einer weitem Ausführung nicht.

§. 204.

Vor den Namen der unterzeichnenden Personen finden sich häufig Chrismen oder auch Kreuze. Die erstern sind oben bereits erklärt. Die letztern aber sind entweder Handzeichen, wenn der Name des damit Unterzeichnenden von der Hand des Schrei-

bers der Urkunde hinzugefügt worden, oder sie haben die Bedeutung der Chrismen, wenn sie neben der eigenhändigen Unterschrift befindlich, oder überall von derselben Hand, welche den Namen schrieb, hinzugefügt sind.

§. 205.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen läst sich die in jedem Zeitalter übliche Vollziehungsart der Urkunden vollständig übersehen. Wesentlich nöthig aber ist es, dabey die kaiserlichen von den päpstlichen und von denen der Reichsfürsten und Privatpersonen abzusondern.

§. 206.

Die Urkunden der Merovingischen Könige wurden von ihnen eigenhändig durch ihre Namensunterschrift oder Handzeichen vollzogen, wozu noch die Unterschrift der Canzler und Zeugen hinzu kam. Notarzeichen so wenig als eigentliche Monogramme finden sich in diesen Urkunden, dagegen wohl eine Chifre für *subscripsi* nicht allein bey der Unterschrift der Canzler, sondern auch bey der königlichen, und der der sogenannten Zeugen.

§. 207.

Unter Carl dem Großen veränderte sich die Form der Vollziehung. Die Zeugen fielen weg, und an die Stelle der eigenhändigen Vollziehung trat ein Namen-Monogramm. Der Zug für *subscripsi* blieb bloß bey der Recognition des Canzlers, und enthielt noch die Spuren seiner ursprünglichen Bedeutung. Sein Platz ist unmittelbar hinter der Recognition-

formel vor dem manchmal mit dessen Zügen umschlungenen Siegel.

§. 208.

Mit Ludwig des Deutschen Regierung verloren die Kanzlerzeichen die deutlichere Spur der Buchstaben, und statt derselben entstand das sogenannte klockenförmige Zeichen, welches jedoch beständig durch das Wort *et* mit der Recognitionsformel in Verbindung gesetzt blieb. Die Unterschrift der Diplome enthielt nunmehr in dieser Periode von 875 bis zur Zeit Ottos I. folgendes: Namenmonogramm, nebst der Hinweisungsformel, Recognitionsformel, durch das Wort *et* mit dem klockenförmigen Canzlerzeichen verbunden, welches letztere zwischen der Recognitionsformel und dem Siegel stand.

Wenn der Abdruck der Urkunde König Heinrich I. vom Jahre 931 im *Chron. Gottwic. I. 141.* richtig ist, so macht diese eine Ausnahme, indem sie statt des Canzlerzeichens bloß den Zug *f* enthält. Vielleicht aber soll dieser nur den einen Umfangszug desselben andeuten, indem es für das Ganze an Platz fehlte.

§. 209.

Unter Kaiser Otto I. findet sich das Canzlerzeichen zuweilen in einer andern Gestalt (Taf. IX.) und öfters ist die Verbindung desselben mit der Recognitionsformel durch *et* weggelassen. In diesem Falle erhielt das Zeichen einen willkührlichen Platz, bald vor bald hinter dem Siegel, zuweilen auch in der Recognitionsformel. Der Charakter der schriftlichen Vollziehung der Urkunden dieses Kaisers ist daher: Namen-Monogramm, nebst Formel, Recog-

nitionsformel und Canzlerzeichen dessen Figur von dem klockenförmigen zuweilen abweicht, und welches, wenn es durch *et* verbunden ist, vor dem Siegel, sonst auf einem willkührlichen Platze steht.

§. 210.

Kaiser Otto II. führte seit seiner Krönung zu Rom im Jahre 973 statt der bisherigen Namen-Monogramme, das Titel-Monogramm ein, welches seitdem von den Kaisern und Königen Deutschlands beybehalten wurde. Dagegen aber wurde der Gebrauch der Canzlerzeichen, so wie deren Verbindung mit der Recognitionsformel durch *et* immer mehr willkührlich, und selten, so dafs dieselben schon unter den Fränkischen Königen sehr sparsam werden, und seit Heinrich V. Tode (1125) sich gar nicht weiter finden.

In den Urkunden der Fränkischen Kaiser findet sich öfters hinter der Monogrammenformel eine aus den Buchstaben *C* (oder *Ꝣ*) und *R* zusammengesetzte Sigle, hinter welcher drey Kreuze befindlich sind. Gatterer hält sie für Canzlerzeichen. Aber der Ort wo sie stehn, macht dieses unwahrscheinlich, und es scheint daher die Vermuthung in *Chron. Gottw. I. 264*, dafs dieses nichts weiter, als ein Chrismon sey, und entweder *Christus* oder *Crux* bedeute, mehr für sich zu haben.

§. 211.

Die Titelmanogramme blieben noch fernerweit bis zum Ende der Regierung König Conrad III. (1152) fortwährendes Erforderniß der schriftlichen Vollziehung. Daher enthalten die kaiserlichen Urkunden nunmehr das Monogramm nebst dessen For-

mel, und die Recognitionsformel ohne Kanzlerzeichen.

§. 212.

Unter dessen Nachfolgern hingegen bis zum Absterben Kaiser Karls IV. (1378) hören die Monogramme auf, zur Vollziehung nothwendig zu seyn, da sie in ächten Originalien bald gefunden, bald vermist werden. Die Recognition des Canzlers blieb daher in dieser Periode die einzige regelmäßige Art der schriftlichen Vollziehung; und noch mehr war dieses der Fall während der Regierungen der nachfolgenden Kaiser, da, soviel bis jetzt bekannt ist, bis auf Friedrich III. keiner derselben sich der monogrammatischen Unterzeichnung bedient hat.

§. 213.

Die Kaiser Friedrich III. und Maximilian I. gebrauchten zwar hie und da wieder Titel-Monogramme, jedoch auch nicht beständig und regelmäßig: und Maximilians des ersten Regierung ist als die gänzliche Endperiode der Monogramme in Deutschland, wenigstens zuverlässig in Ansehung der kaiserlichen Diplome, anzunehmen, wogegen denn schon von diesem Kaiser zuweilen, und von dessen Nachfolgern beständig der Name selbst eigenhändig unterschrieben wurde.

Ein späteres kaiserliches Diplom mit einem Monogramme wäre zum allermindesten sehr verdächtig, wenn man es nicht sogar auf den ersten Anblick für falsch erklären wollte.

Hauptschriften über die Monogramme und Canzlerzeichen sind:

Gottfr. Leonh. Baudis *Praeparatio ad Analysis Monogrammatum Imperatorum et Regum German.* Lips. 1737. 4.

Dessen *Monogrammatum Imperatorum et Regum German. a Carolo M. usque ad excessum Conradi III. Analysis.* Lips. 1737.

Frid. Wilh. Cosmann von dem grossen Namenszeichen Maximilians I. bey Unterschriften der Urkunden zu teutschen Reichsachen.

Chron. Gottwic. Tom. Prodr. I.

mehrere s. in Schöнемanns Versuch, eines Systems der Diplom. I. 204.

§. 214.

Die Recognitionsformel dauerte noch mit einigen Veränderungen eine Zeitlang fort. Die Recognition des Vorgesetzten der Reichs-Canzley an sich blieb immer erforderlich, aber schon zu den Zeiten des Kaiser Siegmund, wo nicht früher, hielt man die Unterzeichnung des Vice-Canzlers für sich allein hinreichend, und daher wurde der Gebrauch der Formel *ad vicem Archicancellarii* seitdem willkührlich, ganz aber hörte dieselbe erst etwa mit dem Ende des 16ten Jahrhunderts auf.

Unrichtig ist es, wenn Gatterer die Epoche des Aufhörens dieser Formel seit den Zeiten Kaiser Siegmunds anrechnet. Sie war zuverlässig noch unter Rudolf dem Zweiten im Gebrauche.

§. 215.

Dagegen kam seit Friedrichs III. Zeiten eine Contrasignatur auf, welche noch jetzt einen wesentlichen Bestandtheil der Vollziehung der feyerlichen kaiserlichen Urkunden ausmacht. Sie geschieht von

einem Mitgliede der Reichs-Canzley *ad mandatum Sacrae Caes. Maj. proprium*, und ist mit der Unterschrift des Reichs-Vice-Canzlers, neben welcher sie geschehen muß, nicht zu verwechseln.

Der Reichs-Vice-Canzler recognoscirt übrigens noch bis jetzt, nur ist das ehemalige Wort *recognovi* in das von *Vidit*, welches gewöhnlich durch *Vt* abgekürzt wird, und vor dem Namen steht, verändert.

Die auf der Rückseite neuerer kaiserlicher Documente befindliche Canzley-Note, wodurch bescheinigt wird, daß die Urkunde collationirt und eingetragen sey (coll. und registr.) gehört zur innern Ordnung der Reichs-Canzley, und hat für auswärtige keine weitere Beziehung.

§. 216.

Die römischen Päpste unterschrieben der Regel nach ihre Urkunden nicht selbst. Einige seltene Ausnahmen bestätigen nur diesen Satz.

In Ansehung der Erfordernisse zur Vollziehung derselben aber müssen die feyerlichen Ausfertigungen von den minder feyerlichen wohl unterschieden werden.

§. 217.

Die feyerliche Vollziehung der Bullen geschah nur, wenn diese Gegenstände größserer Wichtigkeit und solche betrafen, welche der Papst für sich allein ohne Mitwirkung des Cardinals-Collegii nicht verordnen durfte, welche eine neue vorhin nicht statt gefundene Vergünstigung u. dergl. enthielten. Z. B. erste Bestätigung der Stiftung und Gerech-

same eines Klosters, Stiftes, Ordens u. s. w. (vergl. die Bulle vom Jahre 993 in *Magn. Bull. Rom. I. 22.*)

Zur Vollziehung solcher Bullen gehört zuerst die Unterzeichnung des Namens des Papstes. Der Regel nach ist derselbe von der Hand des Schreibers der Urkunde mit den Worten *Ego N. N. catholicae ecclesiae episcopus s. s. (subscripsi)* hinzugefügt. Nur in einigen seltenen Fällen scheint es, als ob der Papst diese Unterschrift eigenhändig gemacht habe.

Monogrammatische Namens-Unterzeichnungen der Päpste gehören zu den diplomatischen Seltenheiten, und dürften sich seit dem 12ten Jahrhunderte nicht finden. Das Titelmonogramm Sylvesters II. vom 1001 gehört zu diesen, und findet sich auf der Gattererschen 8ten Tafel Num. 72.

§. 218.

Aber der Name des Papstes steht nie allein da. Vor demselben ist, wie auch sonst bey Unterschriften, besonders geistlicher Personen, häufig geschah, ein Kreuz gezeichnet: nur unterscheidet sich dieses Kreuz von andern dadurch, daß es mit In- und Umschrift versehen ist. In den vier Winkeln desselben nemlich sind die Namen der Apostel Peter und Paul, und deren Stellvertreters, des Papstes geschrieben, dergestalt, daß oben zur Linken *Scs.* (*Sanctus*) *Petrus*, zur rechten *Scs. Paulus* zu lesen ist, die beyden Felder der untern Hälfte aber vom Namen des Papstes eingenommen werden. — Das Kreuz an sich ist ein gedoppeltes, nemlich ein großes, mit einem darüber befindlichen kleineren. Vom

Mittelpunkte sind um die Endspitzen des grössern und kleinern Kreuzes zwey Cirkel gezogen, und zwischen diesen beyden Kreisen steht, der Regel nach, der Wahlspruch des Papstes: z. B. *fac mecum domine signum in bonum*; oder *adiuva nos deus salutaris noster* u. dergl., welchen derselbe Papst beständig und unverändert beybehielt. Ein solches Kreuz mit seinen Inschriften ist von einer Bulle des Papstes Eugen III. vom Jahre 1147 auf der 8ten Tafel gezeichnet.

Schon der erste flüchtige Anblick dieses Zeichens ergiebt hinreichend, daß es durchaus nicht zu den Monogrammen gehöre. Die von den Diplomatikern ihm gegebene Benennung eines gemischten Monogrammes ist völlig unrichtig. Besser, und daher beyzubehalten ist die Benennung: rundes Zeichen, welches dafür hier gebraucht werden wird.

§. 219.

Wahrscheinlich trat dieses runde Zeichen an die Stelle der vorigen Titelmanogramme. Das älteste derselben ist vom Papst Leo IX. (1049—1054) und enthält bloß den Namen des Papstes mit dem Wahlspruche (Gatterer Taf. VIII. Nr. 73.) Späterhin finden sich in den beyden untern Feldern die Worte *Petrus* und *Paulus*, die obern Felder aber sind leer. Die neuere und gewöhnliche Form aber entstand, soviel bekannt ist, seit dem 12ten Jahrhunderte, indem sie sich zuerst in einer Bulle vom Papste Paschalis II. vom Jahre 1110 findet.

§. 220.

Seitdem ist dies runde Zeichen der beständige

Begleiter des päpstlichen Namens unter den Bullen, wenigstens findet sich dasselbe noch unter einer feyerlichen Bulle vom Papste Benedict XIII. vom Jahre 1728. (*Magn. Bull. Rom. X. 336.*) Nur der Ort desselben ist sich nicht gleich geblieben. Wenn es Anfangs statt des Kreuzes vor dem Namen des Papstes stand, so wurde es in neuern Zeiten unter den mitten unter der Bulle befindlichen Namen des Papstes gesetzt, und nunmehr der Name des Papstes noch vorn mit einem kleinen Kreuze versehen. Diese Veränderung ist, wo nicht älter, doch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts entstanden. Denn in der Publikationsbulle des Tridentinischen Concilii vom Jahre 1560 findet sie sich schon. Auch hat sich in neuern Zeiten das kleine Kreuz zwischen den beyden Kreisen verlohren, wenigstens findet sich in der angezogenen Bulle vom Jahr 1728 statt dessen eine Rose.

§. 221.

Die älteren feyerlichen Päpstlichen Bullen enthielten unten, abgesondert vom Texte, gewöhnlich zwischen zwey Kreuzen den Wunsch *Bene Valet*. Seit der Mitte des eilften Jahrhunderts und zwar, soviel bis jetzt bekannt ist, zuerst vom Papste Leo IX. wurden aber diese Worte in ein Monogramm zusammen gezogen, und in der Regel auf die andere Seite des päpstlichen Namens, also hinter denselben gesetzt. Wie lange dieses Wortmonogramm in den päpstlichen Bullen im Gebrauche geblieben sey, scheint noch einer weitem Untersuchung zu bedürfen. Bis dahin ist wenigstens soviel gewis, daß es bis tief ins dreyzehnte Jahrhundert vorkommt.

Es ist offenbar unrichtig, wenn Gatterer das Jahr 1151 als das letzte nennt, in welchem sich dasselbe finde. Allein er redet auch nur von Bullen, die er gesehen hat. Gewiss ist es, dass es sich noch unter einer Bulle des Papsts Alexander IV. vom Jahre 1259 findet, und Oelrichs in seinem *Peric. dipl. de siglo pontificali Bene Valet Pal. Stett. 1773 Fol.* hat noch eins vom J. 1289 nachgewiesen. Eine Abbildung dieses Wortmonogrammes ist auf der 8ten Tafel Nr. 7. enthalten.

Im 16ten Jahrhunderte war dasselbe gewiss schon ausser Gebrauch, denn es findet sich nicht unter der im vorigen § angeführten Bulle, das Tridentinische Concil betreffend.

§. 222.

Das runde Zeichen, und das *Bene Valet* gehören, so lange das letztere gebräuchlich war, unzertrennlich zur päpstlichen Unterschrift, und zwar regelmässig in der vorbeschriebenen Ordnung, von welcher jedoch in sofern zuweilen abgewichen wurde, dass das runde Zeichen in der Mitte des Diplomes, darunter die päpstliche Unterschrift, und unter dieser das *Bene Valet* steht, oder auch wohl die päpstliche Unterschrift unter beyden.

Feyerliche Bullen, welche die Unterschrift des Papstes, und nicht zugleich das runde Zeichen und das Wortmonogramm, in der Periode, in welcher beyde gebräuchlich waren, enthalten, also z. B. mit dem runden Zeichen allein, oder dem *Bene Valet* allein versehen sind, dergleichen sich z. B. in *Frid. v. Dreger Cod. diplom. Pomer. I. 28.* und in *Besoldi Virg. sacr. monim. p. 328.* finden, verdienen als seltene Ausnahmen von der Regel eine strenge Prüfung.

Vergl. Grubers Diplom. II. 263 u. fg.

§. 223.

Ausser der Unterschrift des päpstlichen Namens gehört zu diesen feyerlichen Bullen noch die der Cardinäle, oder wenigstens eines Theiles derselben, der etwa zur Zeit der Ausfertigung gegenwärtig war. Sie stehet in der Regel in zwey Columnen zu beyden Seiten der päpstlichen Unterzeichnung, jedoch etwas tiefer, unter einander geschrieben, so daß jeder Name, mit dem Hauptprädicate der Würde des Unterzeichners, eine Zeile einer Spalte ausmacht. Sie sind jede mit einem Zuge, welcher ein verzerktes *ſ* bildet, am Ende versehen, und vor einem jeden Namen befindet sich gewöhnlich ein Kreuz, welches öfters mit Punkten in seinen Winkeln versehen, zuweilen auch nicht ein einfaches, sondern ein Patriärchenkreuz ist. Oefters finden sich auch in einer Zeile einer solchen Spalte bloße Kreuze ohne Namen, welche wahrscheinlich hingezeichnet sind, um den Platz anzudeuten, an welchem der Name eines etwa abwesenden Cardinales stehen sollte.

In der Mitte der Bulle unter dem päpstlichen Namen stehen öfters die Namen eines oder mehrerer Bischöfe etc. welche nicht Cardinäle, also wahrscheinlich in der päpstlichen Canzley angestellet waren. Ihre Unterschrift unterscheidet sich weiter von der der Cardinäle nicht; selten aber finden sich in dieser mittlern dritten Spalte unter den Namen der Bischöfe noch Unterschriften der Cardinäle.

Alle diese Unterzeichnungen sind übrigens in der Regel eigenhändig, und haben das Vorwort *Ego* vor dem Namen.

§. 224.

Da solchergestalt die feyerlichen Bullen die Unterschriften des Cardinals Collegii, und zugleich der vornehmsten Canzley-Personen enthalten, so bedurften sie einer weitem Vergewisserung der Richtigkeit ihres Inhaltes nicht, und daher kommt es denn wahrscheinlich, daß sie bis etwa zum 14ten Jahrhunderte, wenigstens sehr oft mit weitem Canzley-Contrasignaturen oder Registratur-Bemerkungen nicht versehen sind.

Daß übrigens in diesen Bullen die unterschreibenden Personen nicht als Zeugen im eigentlichen Verstande, sondern als Mitvollzieher der Urkunde anzusehen sind, erhellet aus obigem ohne weiters.

Gelegentlich verdient hier noch bemerkt zu werden, daß der eigentliche Text dieser Gattung der Bullen sich mit *Amen* schließt, welches oft zwey, meistens aber dreymal wiederholt, und häufig so gedehnt geschrieben ist, daß besonders das mittlere eher einem Zuge als einem wirklichen Worte ähnelt. Das Datum steht in denselben ganz unten unter den Unterschriften: und die Eingangsformel enthält in der Regel nicht den Gruss, sondern die Worte *in perpetuum* gewöhnlich abgekürzt.

§. 225.

Verschieden von den bisher beschriebenen Bullen sind die minder feyerlichen, welche die Unterschrift des päpstlichen Namens nicht enthalten, folglich, da sie gleichwohl den Namen des Papstes an der Spitze führen, mit denjenigen Expeditionen verglichen werden können, welche vom Geheimen Ra-

the eines weltlichen Regenten *ad mandatum speciale* vollzogen werden.

Mit dem Namen des Papstes fällt in diesen Bullen auch das runde Zeichen und das Wortmonogramm weg.

Wenn in einzelnen Fällen sich eins oder das andere derselben dennoch findet, z. B. in *Besoldi Docum. rediviv. monasterior. p. 544. 911.* so bedarf eine solche Bulle, als eine seltene Ausnahme zum wenigsten einer sehr strengen Prüfung. Grubers Diplom. II. 263.

§. 226.

Diese minder feyerlichen und weniger seltenen Bullen sind, wie eben erwähnt, weder vom Papste noch dem Cardinals-Collegio unterschrieben, sondern bloß durch die Unterschrift mehrerer Beamten der päpstlichen Canzley, gewöhnlich auch noch eine Contrasignatur, wahrscheinlich vom Expedienten, vollzogen. Die Zahl der Unterschriften ist sehr ungleich, ohne dafs darüber sich eine gewisse Regel angeben liesse. Vor den Namen der Unterschreibenden Personen aber befindet sich kein Kreuz. — Unten ist zuweilen auch noch der Name dessen, der die Bulle sollicitirte, die dafür entrichtete Gebühr, und die geschehene Verzeichnung der Bulle (Registratur) bemerkt. Diese letztere aber findet sich am häufigsten mittelst einer sehr langgezogenen Abkürzung des Wortes *Registrata* auf der Rückseite der Bulle.

Bey diesen Bullen steht das *datum* nicht ganz unten, sondern unmittelbar am Schlusse des Textes, und der Schluss mit *Amen* fällt hier in der Regel weg.

§. 227.

Da bis zum 15ten Jahrhunderte die Breven nach Art der Bullen ausgefertigt wurden, so findet man bis dahin auch Bullenartige Breven. Diese unterscheiden sich von der letztbemerkten Gattung der Bullen nur dadurch, dafs sie mit gar keiner Canzley - Unterschrift, auch keiner Registratur - Bemerkung versehen sind, und überall ausser einer Contrasignatur gar keine schriftliche Vollziehung haben.

§. 228.

Die eigentlichen Breven sind ebenmäfsig ausser einer Contrasignatur von niemand unterschrieben: enthalten aber, wenn sie geschlossen sind, auf der Rückseite gewöhnlich eine kurze Aufschrift an diejenige Person, an welche sie gerichtet sind.

Dafs übrigens alle päpstliche Bullen und auch wohl die Breven in Patentform ausgefertigt sind, mithin nur auf einer Seite den Text enthalten, bedarf kaum einer Anführung.

§. 229.

Die Fürsten des Reichs, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, so wie sämtliche Privatpersonen, unterschrieben die von ihnen ausgestellten Urkunden bis zum Ablaufe des 15ten Jahrhunderts nicht; denn erst im sechzehnten fing man allmählig an die Urkunden durch eigenhändige Unterschrift zu vollziehen. Bis dahin haben alle solche Urkunden der Regel nach gar keine schriftliche Vollziehung erhalten. Nur einzeln finden sich monogrammatische Vollziehungen, als Nachahmungen derjenigen, welcher sich die Kaiser bedienten. Sie sind aber

immer selten, und wahrscheinlich noch bey geistlichen Fürsten häufiger, als bey weltlichen, weil erstere durch die unter ihnen stehende Geistlichkeit leichter eine Art der Canzley bilden konnten, als die weltlichen. — Wo sich inzwischen diese Art der Unterzeichnung findet, da gehört auch zu ihrem Wesen die Hinweisungsformel, sammt der Recognition. Kanzlerzeichen aber fallen hier völlig und ohne Ausnahme weg.

Der Gatterersche Satz, daß in Deutschland die Monogramme mit dem funfzehnten Jahrhunderte völlig aufhören, bleibt übrigens dessen, was in der *Allgem. Lit. Zeit.* 1798. Nr. 264 von einem Monogramme vom Jahre 1562 gesagt ist, ungeachtet, völlig richtig, denn das dort angeführte ist zuverlässig kein Monogramm, sondern eine Sigle, deren Bedeutung jetzt nicht mehr erhellet.

Ein nicht unterschriebenes Document aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts wird übrigens deshalb allein noch nicht für unächt zu halten seyn: hingegen eine eigenhändig vollzogen seyn sollende Urkunde bis zum 16ten Jahrhunderte zum allermindesten einer strengen Prüfung bedürfen.

Bey Privatpersonen vertrat zuweilen ein Handzeichen z. B. das Zeichen des Kreuzes, ja wohl gar ein Punkt, oder etwas ähnliches, die Stelle der Unterschrift, und gehört daher zu den Arten der schriftlichen Vollziehung, welche jedoch ohne weitere Originalisirung nur durch eine angemessene Beglaubigung die Zweifel der Aechtheit heben kann. In Urkunden der Reichsfürsten hingegen trat auch zuweilen an die Stelle einer weitem Vollziehung die Unterzeichnung des Notars mit der Formel *Datum per manus N. N. notarii nostri* u. dergl.

§. 230.

Die Contrasignatur der Urkunden unserer Reichsfürsten ist eine Einführung neuerer Zeiten, und die Nothwendigkeit derselben zur völligen Bekräftigung der Documente ist zu sehr von besondern Landeseinrichtungen und Verordnungen abhängig, als daß darüber hier allgemeine Regeln gegeben werden könnten.

Vergl. darüber Carl Fridr. v. Moser von der Contrasignatur nach dem neuern Gebrauch der Höfe und Canzleyen; in s. kleinen Schriften z. Erläut. des Staats- u. Völkerrechts. Th. V.

§. 231.

Eine besondere Gattung von Urkunden sind die Instrumente der neuern Notarien, welche seit dem 13ten Jahrhunderte etwa vorkommen, und durch die Notariatsordnung vom Kaiser Maximilian I. ihre noch jetzt fortdaurende Form erhalten haben, die, da sie bekannt genug ist, hier einer weitem Auseinandersetzung nicht bedarf.

Zur schriftlichen Vollziehung eines solchen Instrumentes ist die Zuziehung und Mitunterschrift zweyer Zeigen, oder an deren Statt eines zweyten Notars erforderlich, und gehört daher zum Wesen und der Gültigkeit des Documentes. Eben so wesentlich aber gehört zur Namensunterschrift eines Notars auch die Beyfügung dessen Handzeichens (jetzt Signet genannt). Dieses, wahrscheinlich eine Nachahmung des runden Zeichens der Päpste, und der übrigens damit in keiner Beziehung stehenden alten Canzlerzeichen, steht vor dem Namen des Notars, und ist eine beliebige, jedoch von demsel-

ben Notar gleichförmig beybehaltene Figur, welche anfangs ganz frey stand, und zuweilen in sich den Namen des Notars durch Siglen oder Worte ausgedrückt, oder auch einen Wahlspruch einschloß, und aus freyer Hand gezeichnet war. Nachher fand man es bequemer, einen Stempel verfertigen zu lassen, vermöge dessen dieses Zeichen in schwarzer Farbe aufgedruckt wurde, und seit der Zeit möchte es wohl besonders anzunehmen seyn, daß die Figur mit einem den Namen des Notars angehenden Umkreise umschlossen wurde. — Die neueste Einführung, dieses Zeichen in Siegellack abzudrücken, verdient keine Billigung, da sie gar nicht der Bedeutung des Zeichens entspricht.

Ein Notariatsinstrument ohne Signet, selbst aus älteren Zeiten, dürfte eben so verdächtig seyn, als das Document anzufechten stände, wenn es von keinen Zeugen mit vollzogen, oder deren Anwesenheit in ältern Zeiten wenigstens anzuführen vergessen wäre.

§. 232.

S i e g e l.

Jo, Mich. Heineccius de veteribus Germanorum aliarumque nationum sigillis. Lips. 1709. Fol. et ibid. 1719. Fol.

Dom. Mar. Manni Osservazioni istoriche sopra i sigilli antichi de' secoli bassi Fir. 1739-1780. 30 Voll. 4.

Phil. Wilh. Gercken Anmerkungen über die Siegel. Th. I. Augsb. 1781. Th. II. Stendal 1786. 8.

Ein sehr wesentlicher Theil der Vollziehung einer Urkunde besteht in deren Besiegelung. Diese gab in der langen Periode, in welcher Unter-

schriften der Urkunden nicht gebräuchlich waren, mehrtheils das einzige sichtbare Zeichen der geschehenen Vollziehung, und noch bis jetzt ist das Siegel ein vorzügliches Stück förmlicher Originale. Eine Kenntniß der verschiedenen Arten der Besiegelung ist daher dem Diplomatiker unentbehrlich.

§. 233.

Ein Siegel ist der Abdruck eines Bildes, oder einer Schrift, in einer beliebigen Masse, zum Behuf der Verschließung oder Beglaubigung einer Sache, oder eines schriftlichen Aufsatzes.

Nur durch das letztere unterscheiden sich Siegel von Münzen, indem wenigstens eine Gattung derselben, wenn sie nicht zu diesem Behuf eingerichtet wäre, von Schaumünzen nicht füglich zu unterscheiden stände.

Es giebt Siegel, die nicht in das Gebiet der Diplomatie gehören; z. B. alle Siegel, welche zum Verschließen von Sachen, oder zur Beglaubigung der Aechtheit der Waaren dienen, wie die Bleye oder Siegel, welche an Fabrikate gehängt, oder mit denen durchgehende Waarenverschlüsse hie und da verschlossen werden. Für den Diplomatiker sind nur die Siegel merkwürdig, welche sich an schriftlichen Aufsätzen befinden.

§. 234.

Der Abdruck des Siegelbildes geschieht mittelst eines Stempels, in welchem dasselbe eingegraben ist. Dieser war in den ältesten Zeiten ein Ring, und daher heißen die Siegel, so wie unter diesem Worte überall häufig nicht der Abdruck selbst, sondern der Stempel verstanden wird, sehr oft *anuli*.

Der Stempel aber, und dessen Masse, gehört nicht für die Diplomatie, sondern in die Geschichte der Schneidekunst. Nur der Abdruck des Stempels geht den Diplomatiker an.

Wenn zuweilen unter dem Ausdrücke *sigillum* die ganze besiegelte Urkunde verstanden wird, so ist dies augenscheinlich nur die Benennung des Ganzen von einem Theile. Am häufigsten tritt diese uneigentliche Benennung bey den päpstlichen und kaiserlichen Diplomen ein, welche von den metallenen Siegeln, Bullen genannt werden.

§. 235.

Bekannt ist es, daß schon die Völker der Vorzeit ihre Siegel hatten: sie sind daher keine neue Erfindung. Die Deutschen lernten ihren Gebrauch von den Römern; und, so weit die deutsche Diplomatie hinaufreicht, finden sie sich als eine vorzügliche Beglaubigung der Diplome. Zwar giebt es vor dem 12ten Jahrhunderte Urkunden, welche nicht besiegelt sind, und dennoch wegen ihrer schriftlichen Vollziehung für wahre Originale zu halten sind. Seit dem erwähnten Jahrhunderte aber gehört das Siegel so sehr zur Vollziehung der Diplome, daß in der Regel eine Urkunde im eigentlichen Sinne des Wortes schwerlich für ächt zu halten seyn dürfte, wenn sie mit einem Siegel nicht versehen wäre, oder wenigstens dessen Spuren noch an sich trüge.

Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts indeß beweiset die eigenhändige Unterschrift allein im zweifelhaften Falle die Aechtheit des Documentes, und das Siegel hört daher seitdem auf, ein unumgängliches Erforderniß der Originalisirung zu seyn.

**Schultes diplomatische Geschichte des Hauses
Henneberg II. 184.**

Ob aber noch in den neuesten Zeiten die bloße Unterschrift ohne Siegel eine wichtige Urkunde gegen die Einrede der Erschleichung etc. sichern könne, ist eine Frage, deren Untersuchung nicht hieher gehört.

§. 236.

Da ein harter Stempel sich in eine jede weichere Materie abdrücken läßt, so folgt daraus von selbst, daß zu einem Siegel eine jede zusammenhängende Materie brauchbar sey, welche eines Eindruckes von einem Stempel empfänglich ist. Daher giebt es Siegel von Metall, Wachs, Harz, Mehlteig, Kreide und Mastix. Die vier ersten Arten sind diejenigen, welche in Deutschland gebräuchlich waren und sind.

Eine Haupteigenschaft eines eigentlichen Siegels ist die, daß das Bild auf eine von der Materie, auf welche das Document geschrieben ist, verschiedene Substanz gedruckt seyn müsse. Daher gehören die mit Lichtschwärze etc. aufgedruckten siegelartigen Zeichen nicht in die Kategorie der eigentlichen Siegel.

§. 237.

Metallene Siegel heißen Bullen, so wie auch oft die mit einem solchen Siegel versehenen Urkunden eben so benannt werden.

Wenn der Ausdruck Bulle von einer bloßen Verwahrungskapsel des Siegels gebraucht wird, so ist dieses eine uneigentliche Redensart.

Daß hiezu ein jedes Metall gebraucht werden

könne, folgt aus der Natur der Sache, am häufigsten sind jedoch nur die beyden, Gold und Bley angewandt, und nur diese gehören eigentlich in die deutsche Diplomatie.

Ob Bullen von Silber oder Erz jemals in Deutschland gebraucht sind, ist fast zu bezweifeln. Die erstern sind zum allermindesten sehr selten, und die letztern gehören in die ausserdeutsche Diplomatie. — Zinnene Bullen würden, wenn sich deren finden sollten, die unbezweifelt ächt, und nicht etwa von Bley wären, eine sehr grosse Seltenheit seyn.

§. 238.

Der Gebrauch goldener Bullen kam von den Orientalischen Kaisern auf die übrigen Staaten Europas, von denen fast keiner sich findet, dessen Regenten nicht zuweilen mit Golde gesiegelt hätten. Sogar die sonst im diplomatischen Style so demüthigen Päpste bedienten sich derselben bey den Bestätigungen der Würden und Titel gekrönter Häupter, zuweilen auch bey Ertheilungen der Cardinalswürde. Seitdem aber die erstern nicht mehr beym römischen Hofe gesucht werden, wird auch wohl diese Besiegelungsart zu Rom ziemlich aufgehört haben, wie sie denn überall dort nicht häufig vorkommen konnte.

In Deutschland gehören diese Siegel zu den Vorrechten der Kaiser, welche sich derselben wenigstens seit Otto III. also seit dem Ende des 10ten Jahrhunderts von Zeit zu Zeit bedient haben, und noch jetzt bey vorkommenden Gelegenheiten davon Gebrauch machen. Nur für Urkunden der wichtigsten Gattung gehört das goldene Siegel, für minder

wichtige läßt sich indess gegen Erlegung der Taxe erhalten.

Vergl. Gercken Anmerk. über die Siegel II. Nr. 2.

Phil. Ern. Spies Bulla aurea Rudolphi I. Rom. Regis. Baruth. 1774. 4.

Ist bey Fürstenbriefen die goldene Bulle nothwendig, oder willkührlich? d. h. ist sie in den für die Erhöhung in den Fürstenstand zu bezahlenden Gebühren schon mit begriffen, oder muß dafür besonders bezahlt werden? Das erstere scheint der Fall zu seyn. — Gruber, der es leicht erfahren konnte, scheint hierauf nicht geachtet zu haben. Bischoff aber im Handbuche der teutschen Canzley-Praxis I. 563. schreibt mit Anführung der Taxe, daß es lediglich von den Partheyen abhängt, ob sie die goldene Bulle haben wollen, oder nicht, welches doch wohl nicht in allen Fällen richtig seyn dürfte.

Reichsfürsten im Bezirke des eigentlichen Deutschlands haben nie goldene Bullen geführt.

§. 239.

Diese sind entweder durchaus massiv, oder hohl. Im ersten Falle muß das Bild völlig nach Art der Münzen darauf geprägt werden, im andern aber bestehen die beyden Seiten der Bulle jede aus einem dünnen, Bracteaten ähnlichen, Goldbleche, auf welchem das Bild von innen heraus durch getriebene Arbeit erhaben dargestellt ist, und welche beyde mittelst eines umgelegten dritten ringförmigen mit ihnen zusammen gelöteten Bleches in der Gestalt einer hohlen Capsel zu einem Ganzen verbunden sind. Die innere Höhlung ist gewöhnlich mit einer leicht

flüssigen Substanz z. B. Wachs, Pech, oder dergl. ausgegossen.

Diese letztern sind die gewöhnlichsten. Nicht immer aber, besonders in ältern Zeiten, sind die beyden Bleche mittelst eines besondern Ringes verbunden, sondern ihre Rände geradezu aneinander gelötet. Dergleichen Bullen sind denn sehr dünn, enthalten gar keinen oder einen sehr geringfügigen Eingufs, und sind auch gewöhnlich von der kleinern Gattung.

§. 240.

Bleyerne Bullen sind jederzeit massiv, daher auch das Bild darauf nie von getriebener Arbeit, sondern allemal geprägt ist.

Auch diese, so wie überall der Gebrauch der Siegel, sind von den Orientalern und Römern auf das jetzige Europa gekommen. Anfänglich wurden sie von geistlichen und weltlichen Regenten gebraucht, und in Deutschland besonders.

1) Von den Kaisern bis auf Conrad II. also bis ins 11te Jahrhundert.

Vergl. Gercken a. a. O.

2) Von den Bischöfen und der sonstigen hohen Geistlichkeit bis ins 13te auch wohl 14te Jahrhundert.

3) Von Concilien. Davon sind aus Deutschland nur die vom Kostnitzer und Basler Concil bekannt.

Dafs Synoden besondere Siegel geführt haben, ist noch nicht erwiesen, am wenigsten durch die bleyerne Bulle des Bischofs Conrad von Halberstadt, die in *Leyser de Contrasisig. med. aeu.* angeführt wird, und auf welcher allein dieser Satz bisher beruhet.

4) Ob deutsche Städte oder andere weltliche Collegien bleyerner Bullen sich bedient haben, steht noch dahin: so wie auch bis jetzt noch kein Beyspiel eines solchen Siegels von einem deutschen Reichsfürsten bekannt ist.

Sie gehören vorzugsweise in die Diplomatie der Geistlichkeit, mit deren Demuth sie ganz besonders zusammenstimmen. Jetzt bedienen sich derselben ausschliesslich nur noch die Päpste, bey den Ausfertigungen, welche nach dem Siegel gleichfalls Bullen genannt werden. Sie finden sich seit dem 8ten Jahrhunderte etwa, beständig an den oben gedachten päpstlichen Urkunden; bis zum funfzehnten auch, wo nicht immer, doch mehrentheils an den Breven, welche seit dieser Zeit aber nicht mehr damit gesiegelt werden.

Wenn sich auf ältern bleyernen Bullen ein weißer Ueberzug findet, so halte man dieses nicht, wie wohl hie und da geschehen ist, für einen etwa zur bessern Erhaltung des Siegels darüber gesetzten Firniss. Es ist nichts als ein Bleykalk, entstanden durch eine feine Auflösung der Oberfläche vermittelst der Luftsäure, oder eines sonstigen unbekannten Zufalles. Es ist daher der erste Grad der Verderbung eines solchen Siegels. Chemische Grundsätze, und der Anblick stärker angegriffener solcher Siegel lassen hierüber keinen Zweifel.

§. 241.

Ungleich häufiger, als die Metallsiegel, sind diejenigen, deren Materie Wachs ist, deren Ursprung ebenmäfsig weit über die Zeiten der deutschen Diplomatie hinausreicht, und deren Gebrauch bis jetzt ununterbrochen fortdauert.

Die ursprüngliche gelbe Farbe des Wachses kann mit leichter Mühe in jede andere verändert werden. Das bloße Bleichen reicht hin, ihm eine recht gute weisse Farbe zu geben, so wie es durch eine leichte Färberey eine jede andere annimmt. Zu verwundern ist es daher nicht, wenn man wächserne Siegel von allen einfachen Farben antrifft. Eine bestimmte Richtschnur über die Wahl der Farben dürfte wohl nicht vorhanden gewesen, sondern vielmehr vorauszusetzen seyn, daß ein jeder diejenige Farbe des Wachses zu seinen Siegeln wählte, welche er entweder vorrätzig hatte, oder welche zu seiner Zeit für Leute seines Standes gebräuchlich war. Gerade deshalb aber wird eine geschichtliche Uebersicht über die zu jedem Zeitalter gebräuchlichen Farben der Wachssiegel dem Diplomatiker wichtig, nicht um jedes Diplom, dessen Siegel zu den bisherigen Erfahrungen nicht paßt, zu verdammen, sondern nur es deswegen mit desto größerer Aufmerksamkeit zu prüfen.

§. 242.

Die wächsernen Siegel bestehen entweder ganz aus einem Stücke Wachses von gleicher Farbe, oder sie sind aus zwey verschiedenfarbigen Stücken zusammen gesetzt. Die erstern heißen einfarbige, die letztern gemischte Siegel. Die einfarbigen Siegel sind die ältesten bekannten, und daß unter diesen die weisse Farbe des gebleichten Wachses bis zum 12ten Jahrhunderte sich allein findet, beweiset wohl nur, daß man damals vielleicht das Färben des Wachses bey uns noch nicht verstand, und das rohe gelbe Wachs für zu schlecht zum Beglaubigen der Documente hielt. Die mehrere Sprö-

digkeit der Masse, oder auch wohl das schmutzige Ansehen, welches diese Siegel durch den Staub erhielten, trugen wahrscheinlich dazu bey, daß sie nach dem 13ten Jahrhunderte seltener werden.

Vielleicht hatte man bey Gelegenheit der Kreuzzüge, und des dadurch vervielfachten Verkehres mit dem Morgenlande, die in diesem längst ausgeübte Kunst das Wachs zu färben gelernt, und eben so sehr das schönere Ansehen der Siegel, als die grössere Geschmeidigkeit der Masse verursachten wohl, daß es nicht lange währte, bis Wachs von allen Farben die gewöhnliche Materie der Siegel wurde. Die rothe Farbe behauptet darunter den ersten Platz. Sie findet sich seit der Mitte des 12ten Jahrhunderts (seit Kaiser Friedrich I.) unter den Diplomen der römischen Kaiser und Könige, wurde seit dem Ausgange des 13ten Jahrhunderts, vielleicht als eine Folge des in diesen Zeiten erweiterten Ansehens der Fürsten und Freyen, auch von diesen, nemlich weltlichen und geistlichen Fürsten, Aebten, Grafen auch wohl Edelleuten gebraucht, muß jedoch bald wieder als ein Vorrecht der Kaiser und solcher Personen betrachtet seyn, welche von diesen damit besonders begnadigt waren, weil z. B. Sachsen im Jahre 1423, Braunschweig im Jahre 1536, die ausgestorbenen Grafen von Reinstein 1544 und die Grafen von Mansfeld 1512 ein besonderes Privilegium über die Befugniß mit rothem Wachse zu siegeln erhielten. — Jetzt dürfte vielleicht die Regel richtig seyn, daß allen Reichs unmittelbaren von hohem Adel, dieses Vorrecht zustehe, und ausser dem, den Papst ausgenommen, in den Fällen, wo von ihm nicht mit Bley gesiegelt wird, niemand, wer nicht damit aus.

drücklich begnadigt worden, auf dieses Vorrecht Anspruch machen dürfe.

Deshalb aber ist noch nicht ein jedes Document unächt, welches von einem nicht privilegirten Mittelbaren mit rothem Wachse besiegelt worden. Es beweiset dies meistens nichts weiter, als dafs er aus Unwissenheit fehlte.

Wenn aber ein Reichsfürst seinen mittelbaren Städten ein solches Privilegium ertheilte, wie dies vom Kurf. Joachim von Brandenburg in Ansehung der Stadt Stendal im J. 1513 geschah, (*Gercken Diplom. veteris Marchiae I. 243.*) so dürfte wohl noch zu fragen seyn, ob er dazu rechtlich befugt gewesen?

Entweder Sparsamkeit, um das gebleichte Wachs nicht zu bezahlen, oder der Wahn, dafs die Siegel von farbigem Wachse besser wären, seitdem die Kaiser roth zu siegeln anfangen, führte ungefähr um dieselbe Zeit (im 12ten Jahrhunderte) den Gebrauch des gelben, folglich unveredelten Wachses zum Siegeln ein. Vorzüglich finden sich dergleichen Siegel an Urkunden von Klöstern und Privatpersonen, selten an kaiserlichen, mehr noch an Documenten fürstlicher und anderer reichsständischer Personen bis ins funfzehnte Jahrhundert. Seitdem haben sie so ziemlich wieder aufgehört, sind auch überall nie von allgemeinem Gebrauche gewesen, weil sehr bald das grün gefärbte Wachs weit beliebter wurde. Es verdient auch den Vorzug seiner weit gröfsern Geschmeidigkeit wegen um so viel mehr, als seine Bereitung nicht, wie die des rothen Wachses, einen verhältnifsmässigen bedeutenden Kostenaufwand verursacht.

Wächserne Siegel von dieser grünen Farbe fin-

den sich schon seit dem zweyten Viertel des 13ten Jahrhunderts in nicht unbedeutender Anzahl an Urkunden fürstlicher und geistlicher Personen, besonders häufig wurden sie im 15ten Jahrhunderte, und seitdem die Vornehmen des Reichs mit rothem Wachse siegeln, gehören sie bis jetzt ausschliesslich für diejenige Klasse, welche eigentlich nicht roth siegeln darf.

Sie sind in Deutschland keinesweges selten, wie Gatterer (in *Elem. art. dipl.* p. 293. und Abriss der Diplom. S. 188) irrig angiebt, sondern im Gegentheile liesse sich wohl behaupten, dass sie seit dem funfzehnten Jahrhunderte mit zu den am häufigsten vorkommenden Siegeln gehören.

Dieses sind die gewöhnlichen Farben der Siegel; da aber das Wachs jede beliebige Farbe annimmt, so darf man sich nicht wundern, wenn auch zuweilen Siegel von andern Farben angetroffen werden. Blaue sind bis jetzt noch äusserst selten in Deutschland gefunden, und die bisherigen einzelnen Beyspiele ergeben, dass der Gebrauch dieser Farbe eines besondern Privilegii bedurfte.

G. A. Will Beyträge z. Diplom. Altorf 1789. 8. S. 78.

Schwarze Siegel hingegen finden sich schon einzeln im dreyzehnten Jahrhunderte, obwohl immer selten; besonders scheinen diese Farbe die Meister der geistlichen Ritterorden, die Tempelherren mit eingeschlossen, gewählt zu haben. Dass in den neuesten Zeiten die schwarzen Siegel nichts weniger als selten sind, ist bekannt genug, da sie selbst von Reichsfürsten zur Zeit einer tiefen Trauer gebraucht werden.

Vergl. hierüber SchmidtP.hiseldecks (Chr.)
Hermäa S. 2 u. fg.

Wenn Gatterer im Abr. der Diplom. s. 129.
sagt, daß man von schwarzen Siegeln im eigent-
lichen Deutschlande nichts wisse, so zeigt dies
nur, daß er mit der neuern Literatur nicht fort-
gegangen war.

Aeltere schwarz scheinende Siegel bedürfen in-
deß einer strengen Untersuchung, damit man
nicht etwa grüne Siegel, die durch das Alter eine
sehr dunkle Farbe erhalten haben, für schwarze
nehme.

Von den gemischten Siegeln wird weiter un-
ten bey Gelegenheit der hangenden Siegel die Rede
seyn.

Zu den einfarbigen Siegeln gehören auch die über-
legten, deren Hauptsubstanz, einfärbiges Wachs,
vor dem Abdrucke des Bildes mit einem Stücke
Papier überlegt ist. Dieses ist eine seit dem
funfzehnten Jahrhunderte aufgekommene, ausser-
wesentliche, aber zur bessern Erhaltung des Sie-
gels! gereichende, und daher besonders in neuern
Zeiten sehr gewöhnlich gewordene Bedeckung
der eigentlichen Siegelmaterie, welche deren Sub-
stanz nicht verändert.

§. 243.

Eine jetzt sehr gewöhnliche Materie zum Sie-
geln ist das spanische Wachs, oder sogenannte Sie-
gellack, dessen Hauptbestandtheil Harz ist. Es
wurde entweder in Spanien, oder in den damals spa-
nischen Niederlanden, wahrcheinlich um die Mitte
des 16ten Jahrhunderts erfunden, diente anfänglich
zur Bequemlichkeit im Verschließen der Briefe, wur-
de aber auch bald zum Besiegeln der Urkunden ge-

braucht. Bey diesem entscheidet die Farbe gar nicht, weil alle Farben desselben von einem jeden ohne Unterschied gebraucht sind.

Das erste bis jetzt entdeckte Siegel von dieser Materie ist auf einem Privatbriefe vom Jahre 1553, und bald darauf, gewiss schon 1582, finden sich dergleichen auch unter Urkunden, wiewohl anfänglich sparsam, und häufiger erst seit dem 17ten Jahrhunderte. Vergl. Nik. Kindlingers Nachr. von dem ältesten Gebrauche der Siegeloblaten und des Siegellacks. Dortm. u. Essen 1799. 8.

Phil. Ernst Spiess Archivische Nebenarbeiten II. 3.

Dafs übrigens sehr wichtige Documente auch bis jetzt noch nicht mit Siegellack besiegelt werden, davon liegt der Grund ohne Zweifel in der Zerbrechlichkeit solcher Siegel.

§. 244.

Weit dauerhafter sind die Siegel aus Mehleisch. Wenn man sich eines solchen Kleisters oder Leimes zum Besiegeln der Urkunden, oder Verschliessen der Briefe, anfänglich bediente, so war davon der Uebergang zu der Erfindung getrockneter und geformter Stücke desselben, (Oblaten) sehr natürlich, obgleich deren eigentlicher Zeitpunkt noch nicht mit Gewifsheit anzugeben ist, indess mit der des Siegellacks so ziemlich gleichzeitig seyn dürfte.

Die älteste bekannte Spur davon ist an einem Briefe vom Jahre 1571 und eine Urkunde vom Jahre 1579 die älteste, unter welcher sich bis jetzt ein Oblatensiegel gefunden hat. Kindlinger a. a. O.

Man hat einige Vorsicht nöthig, um mit Sicherheit zu unterscheiden, ob ein solches Siegel wirklich Oblate oder dünnes Wachs sey.

Dafs übrigens die Oblaten jederzeit einer Ueberlegung mit Papier bedürfen, versteht sich eben so gut, als dafs eine solche Belegung auf Siegellack nicht Statt finde.

Sollten wohl nicht Siegel von Siegellack, oder Oblaten sich nur blofs an papiernen Urkunden finden, und zur Regel anzunehmen seyn, dafs pergamentene Urkunden jederzeit entweder mit einem Metall-, oder mit einem Wachssiegel versehen sind?

§. 245.

Ob Siegel von Kreide in die deutsche Diplomatie gehören, stehet dahin, und die von Mastix sind immer eine grosse Seltenheit.

§. 246.

Da fast eine jede Materie sich in eine beliebige Form bringen läfst, so versteht sich von selbst, dafs auch die Siegel eine jede Form haben können. Weil inzwischen das Bild mittelst eines Stempels darauf gedrückt wird, in dessen Unterfläche dasselbe eingegraben ist, so muß auch diejenige Seite des Siegels, auf welcher das Bild abgedrückt worden, flach seyn. Der Umriss dieser flachen, oder Hauptseite, bestimmt dann die Form des Siegels, bey deren Angabe auf die Rückseite keine Rücksicht genommen wird.

Die natürlichste Form ist die cirkelförmige, weil diese der Stempel am leichtesten annimmt. Sie ist daher auch die älteste, welche in unserer Diplomatie vorkommt. Alle Bullen haben dieselbe, und alle eigentlich deutsche Wachssiegel bis zum 12ten Jahrhunderte, von den fränkischen Regenten Deutsch-

lands aber die der Merovingischen Könige, Chilperich den I. und III. ausgenommen, und unter den Karolingern die von Karl dem Dicken, Arnulf und Ludwig dem Kinde.

Die übrigen Karolinger verlängerten, nach dem Beyspiele der Merovingischen Chilperich I. und III. den Cirkel nach oben und unten, wodurch denn die Siegel eine länglichrunde Gestalt erhielten, welche jedoch bey den deutschen Regenten sehr bald wieder der Cirkelform wich. Dagegen war die längliche Form besonders günstig für die Siegel geistlicher Personen, weil sie bequemer zum Aufnehmen des häufig wenigstens einen stehenden heiligen enthaltenden Bildes war. Diese nahmen sie daher seit dem 12ten Jahrhunderte ganz besonders an, verlängerten sie noch mehr nach oben und unten, und rundeten entweder die beyden Cirkelschnitte der Seiten oben und unten gegen einander ab, oder ließen sie in eine Spitze zulaufen.

Dieses sind die gewöhnlichen beyden Formen der geistlichen Siegel im Mittelalter, die sich bey vielen bis auf die neuesten Zeiten erhalten, und welche auch die Päpste ihrem sogenannten Fischerringe wenigstens häufig gegeben haben.

Sollte eins oder das andere geistliche Siegel von dieser Form abweichen, so ist es deshalb noch nicht zu verwerfen, wenn es gleich als eine Ausnahme zu betrachten ist. Ebenmässig verdient es Aufmerksamkeit, aber auch mehr nicht, wenn Personen weltlichen Standes diese Form der Siegel gewählt haben sollten.

Seitdem die Wappen in die Siegel aufgenommen wurden, richtete sich die Form des Siegels häufig nach der des Schildes. Die älteste Form des.

selben war ein Dreyeck: daher haben die Siegel der meisten waffenfähigen Freyen, vom Grafen herab, seit dem 12ten Jahrhunderte die Gestalt eines verschiedenartig geformten Dreyeckes, dessen Spitze der Regel nach unten steht, und dessen Einfassungslinien entweder gerade oder gekrümmt laufen, wovon die verschiedenen Nüancen aufzuzählen von keinem wesentlichen Nutzen ist.

Die Kaiser und Fürsten blieben bey der runden Form, und nur selten findet man die dreyeckte oder eine andere in den Siegeln der letztern.

Eine besondere nicht häufige Abart der dreyeckten Siegel sind diejenigen, deren Spitze oben steht, und deren Seiten durch Bogenlinien also gekrümmt sind, daß sie eine einem Kleeblatte ähnliche Figur bilden.

Seltner, als die dreyeckten, sind die Siegel, welche ein längliches oder rautenförmig verschobenes Viereck, ein Fünfeck, Sechseck oder Achteck bilden, deren Seiten wiederum gerade oder gekrümmt seyn können. Die fünfeckigen sind hierunter diejenigen, welche am wenigsten vorkommen.

Eine sehr ungewöhnliche Ausnahme von der flachen Gestalt der Bildseite machen einige Siegel, die also Schlüsselartig gestaltet sind, daß das Bild in einer Vertiefung, die Umgebung desselben mit der Inschrift aber auf dem Rande sich befindet.

Daß alle diese verschiedenen Formen der Siegel nur dem Mittelalter gehören, und in dem 15ten Jahrhunderte alle Siegel weltlicher Personen wieder in die runde, und der Regel nach cirkelförmige Gestalt zurückgekehrt sind, bedarf kaum bemerkt zu werden.

§. 247.

Die Form der Siegel entscheidet über deren Aechtheit der Regel nach nicht, weil sie zu willkürlich war. Nur folgende Grundsätze dürften in dieser Hinsicht die Probe bestehen.

1) Ein dreyecktes, oder überall winkliches Siegel einer geistlichen Person ist, wo nicht falsch, doch zum mindesten höchst verdächtig.

2) Eben so ein kaiserliches Siegel von winklicher Form, so wie überall

3) Ein jedes nicht cirkelförmige Siegel deutscher Kaiser und Könige:

4) Auch ein jedes von runden Linien beschränkte Siegel einer weltlichen Person, wenn dessen Länge die Breite sehr bedeutend übersteige, noch mehr aber, wenn die beyden krummen Seitenlinien oben und unten in eine Spitze zusammen liefen. Nur die nicht häufigen Fufssiegel machen hiervon eine sehr natürliche Ausnahme.

Siegel von den vorgedachten besondern Formen abstechen zu lassen, ist nicht nöthig erachtet worden, weil ein jeder bey dem Anblicke eines Siegels die Klasse von selbst finden wird, zu welcher es gehört.

§. 248.

Viel wichtiger zur Beurtheilung der Aechtheit auch wohl des Alters, einer undatirten Urkunde sind die auf den Siegeln befindlichen Bilder, oder der erhabene Abdruck des aufgedrückten Stempels.

Sie enthalten Abbildungen willkürlich gewählter Gegenstände oder Sinnbilder, bis aus diesen,

veranlaßt durch die Kreuzzüge, in Deutschland etwa im 12ten, häufiger im 13ten Jahrhunderte Familienwappen wurden. Diese Figuren sind regelmäßig mit einer Umschrift umgeben, die jedoch in den neuesten Zeiten sehr häufig, und bey Siegeln von Privatleuten fast durchgängig wegfällt.

Die Kenntniß und Einsichte der erblichen und bleibenden Wappen lehrt die Wappenkunst (Heraldik). Sie ist dem Diplomatiker, als Hilfswissenschaft, zur Beurtheilung der Aechtheit der Siegel unentbehrlich.

§. 249.

Die Diplomatie beschäftigt sich mit den Bildern der Siegel nur in sofern, als die letztern dadurch einen von eigentlichen Wappenbildern unabhängigen Charakter erhalten. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Siegel der deutschen Kaiser und Könige ganz besonders von denen der Reichsfürsten und des hohen Adels, so wie diese wieder, je nachdem sie geistlichen oder weltlichen Regenten gehören, eine ganz verschiedene Ansicht gewähren, und beyde wieder von denen des niedern Adels oder der niedern Geistlichkeit, und noch mehr von den Siegeln städtischer Gemeinheiten, oder bürgerlicher Personen wesentlich verschieden sind. Ehe aber dieser Unterschied näher untersucht werden kann, muß zuvor eine auf der Anzahl der Siegelbilder beruhende Verschiedenheit berührt werden.

§. 250.

Der Regel nach enthält ein jedes Siegel nur ein zusammenhängendes Bild, welches in einen Stempel eingegraben auf einer Seite der Materie abgedrückt ist. Diese Seite heißt die Vorderseite

(*Avers*) des Siegels. Inzwischen leidet es die Beschaffenheit einiger der zum Siegeln gebräuchlichen Materien, nemlich des Metalles und des Wachses, dafs auch auf der Rückseite, (*Revers*) ein Bild mittelst eines andern Stempels abgedruckt werde. Siegel, welche solchergestalt zwey auf den entgegengesetzten Seiten befindlich sind, heifsen davon zweyseitige, so wie alle übrigen, einseitige Siegel. Das Bild auf der Rückseite aber ist entweder eben so grofs, als das auf der Vorderseite, oder es ist von geringerem Umfange. Im erstern Falle nennt man sie, der Aehnlichkeit wegen, münzartige Siegel. Die kleinern Siegel der Kehrseite aber werden im Allgemeinen Gegensiegel, *Contrasigille* genannt, und behalten diese Benennung ausschliessend, wenn sie blofs zum Behuf des Aufdrückens auf die Kehrseite eines gröfsern Siegels gebraucht wurden: wenn sie aber auch ausserdem als kleine Handsiegel dienten, nennt man sie *Sekret-Siegel*.

Alle Bullen sind der Regel nach münzartige Siegel; hingegen sind auf keinem Siegel von Metall, sondern nur allein auf wächsernen Siegeln *Contrasigille* anzutreffen, welche häufig eine andere Form, als die Hauptsiegel haben.

§. 251.

Die doppelseitigen Siegel enthalten nie auf beyden Seiten eben dasselbe Bild. Regelmäfsig enthält die Vorderseite das feyerliche, oft sehr grofse Siegel, welches dem Aussteller der Urkunde vermöge seiner Würde zustand, und oft dieselbe bildlich ausdrückte, oder überall ein nicht zum Privatgebrauche bestimmtes grofses Siegel; die Rückseite aber vor dem Gebrauche der Wappen ein willkührliches

Sinnbild, (aus dem in der Folge meistens das bleibende Familienwappen wurde) nachher das Familienwappen, oder bey solchen, die kein Familienwappen haben konnten, z. B. Gemeinheiten und Geistlichen, das kleinere oder Sekretsiegel, welches öfters das Bild des grossen Siegels in verjüngtem Mafse darstellt.

Bey münzartigen Siegeln ist das Siegel der Rückseite von gleicher Gröfse mit dem Vordersiegel, und hieraus folgt von selbst, dafs beyde Seiten des Siegels zu gleicher Zeit mittelst der beyden Stempel geprägt werden mußten.

Bey Siegeln aber, welche ein Contrasisgil haben, wurde das grofse Siegel gewifs in der Canzley auf der Vorderseite abgedruckt, und der mittlere Theil der Rückseite zum Abdrucke des kleinern vorbereitet: dieses aber von demjenigen, dem das Siegel gehörte, und in dessen eigener Verwahrung es war, eigenhändig zum Zeichen seiner völligen Genehmigung hinzugefügt.

Dafs nur an Urkunden vorzügliches Inhaltes sich doppelseitige Siegel finden, und dafs münzartige Siegel nicht mehr Beglaubigung geben, als einfache; Contrasisgille aber die Glaubwürdigkeit des Siegels bedeutend erhöhen, folgt ungesucht aus dem vorstehenden.

Eine merkwürdige und seltene Art der Beglaubigung durch ein Sekret-Siegel ist diejenige, deren sich unter andern Kaiser Friedrich III. bediente, indem er auf der Vorderseite des münzartigen Majestäts-Siegels von weißem Wachse unten zu den Füßen des sitzenden Kaisers seinen kleinen Siegelring in rothes Wachs abdruckte, welches *Spies de aurea Bulla Rudolphi I. p. 16.*

beschreibt, und deren ein anders vom J. 1442 der Verf. vor sich hat.

§. 196.

Aber auch nur Personen, welche eine angesehene Würde bekleideten, oder Collegien konnten doppelseitige Siegel führen, andere nicht, indem sie ein bildliches Symbol ihrer Würde, oder überall ein großes feyerliches Canzley-Siegel nicht hatten. Die münzartigen Siegel sind unter diesen die selteneren und finden sich nur auf eigentlichen Bullen, und an Urkunden der deutschen Kaiser und Könige, auch des hohen Adels weltliches Standes: Contrasingille aber an Urkunden eben derselben, und ausserdem der geistlichen Fürsten und Vorsteher geistlicher Stiftungen, auch weltlicher und geistlicher Corporationen z. B. Städte und Orden u. s. w.

Eine Ausnahme von dieser Regel machen seltene Contrasingille an Urkunden angesehener Personen vom niedern Adel, welche nicht das Siegel eben der Person enthalten, mit deren Siegel die Hauptseite bedruckt ist, sondern einer andern, welche dadurch die Urkunde recognoscirte, mithin derselben eine höhere Glaubwürdigkeit gab.

§. 253.

Es ist schwer den Zeitraum genau zu bestimmen, in welchem die doppelseitigen Siegel üblich waren, weil dazu die bisher bekannt gemachten Nachrichten noch zu mangelhaft seyn dürften. Diese ergeben indess folgendes:

1) die münzartigen Siegel sind die ältesten von allen, auf Bullen, seltener in Wachs, und dauren in

goldenen und bleynen Bullen noch fort bis auf den heutigen Tag.

2) Contrasingille finden sich in Deutschland vom 12ten bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts, und zuweilen mehr als eins auf dem Rücken eines Hauptsiegels.

Das Sekretsiegel Kaiser Heinrichs III. welches Gatterer anführt, beweist nur, daß dieser Kaiser ein solches kleines Privatsiegel gehabt habe, nicht aber daß es schon damals als Gegensiegel gebraucht worden. (Vergl. *Elem. art. dipl.* p. 284.)

Wenn zur Besiegelung der Urkunden, welche unter dem großen Siegel auszufertigen waren, nur das kleine, oder Sekretsiegel, genommen war, so pflegte wohl in der Urkunde bemerkt zu werden, daß dieses deshalb geschehe, weil das größere nicht zur Hand gewesen: und hieraus ergibt sich der Unterschied der Großen gegen die Contra-Sigille von selbst. Jene waren die feyerlichen Canzley-, diese die Privatsiegel. Die letztern haben nicht immer die Form der Hauptsiegel, sie sind oft rund, wenn das Hauptsiegel dreyeckt oder länglich ist, und umgekehrt.

3) Nachdem im 16ten Jahrhunderte die eigene Unterschrift der Urkunden wieder eingeführt war, fiel der Nutzen der Gegensiegel hinweg, daher werden sie schon in diesem Jahrhunderte selten, und später dürften sich dergleichen in Deutschland wohl nicht finden, wenn gleich sie in benachbarten Staaten noch länger fort dauerten.

Ueber die Contrasingille vergleiche

Polyc. Leyser de contrasingillis medii aevi. Helmst. 1726.

§. 254.

Die Bilder der Haupt- oder eigentlich feyerlichen Canzleysiegel haben öfter eine Beziehung auf die Würde dessen, dem sie gehören. Besonders ist dieses der Fall bey Regenten und Anführern weltlichen Standes. Der vornehmste Regent Deutschlands ist der römische Kaiser oder König. Das Bild des Siegels also, welches sich auf diese hohe Würde bezieht, muß auch von den der übrigen untergeordneten Regenten verschieden seyn.

Schon zu den Zeiten der ersten Kaiser und Könige ächt deutschen Stammes, ja schon hie und da unter den Carolingern, erscheinen die Attribute der höchsten Herrscherwürde durch ein Diadem um dem Kopfe des Regenten, oder eine Krone auf demselben: zu den Zeiten der Ottonen wurde das Brustbild in ein halbes Leibstück verändert, und nun kamen Zepter und Reichsapfel hinzu, seit Otto dem Dritten aber erscheint die ganze Figur der Kaiser mit Krone, Zepter und Reichsapfel, und allen übrigen Attributen ihrer Würde, auf einem erst sehr einfachen, allmählig immer mehr verzierten Throne sitzend.

Ein solches Siegel, welches die Person des Regenten mit den Zeichen der höchsten Würde darstellt, heißt im weitläufigern Sinne ein Majestäts-Siegel: in engerer und gewöhnlicher Bedeutung aber werden nur diejenigen Siegel darunter verstanden, welche den Herrscher auf dem Throne mit den Attributen der Majestät bekleidet vorstellen.

Diese eigentlichen Majestäts-Siegel also sind nicht älter, als das Ende des 10ten Jahrhunderts (seit Otto III. und Heinrich dem Heiligen.) Sie dauern fort auf Bullen bis zu den jetzigen Zeiten, und

wenn es richtig ist, daß es noch von Leopold I. wächserne Majestätssiegel gebe, (Gatterers Abriss S. 231) so folgt daraus von selbst, daß die Meinung, als ob sie seit Maximilian I. bloß noch auf Bullen vorkämen (*Glafeys Specimen decadem sigillorum complexum p. 40.*) nicht gegründet sey.

§. 255.

Da im deutschen Reiche niemandem ausser dem Kaiser die Majestät im eigentlichen Verstande des Wortes zukommt, so gebührt keinem Fürsten des Reiches ein eigentliches Majestätssiegel, und bis jetzt hat sich auch noch kein Beyspiel gefunden, daß sich einer oder der andere eines solchen angemacht hätte. Weil indess auswärtige Könige mit eben dem Rechte, als die deutschen Kaiser Majestäts-Siegel geführt haben, und die Kurfürsten des Reiches auf gleichen Rang mit den Königen Anspruch machen, so ist es wohl daher zu erklären, daß zuweilen kurfürstliche Majestäts-Siegel gefunden werden.

Z. B. das vom Kurf. Johann Georg von Brandenburg, welches Glafeys am a. O. Tab. X. abgebildet hat, worauf der Kurfürst mit dem Kurhute bedeckt auf dem Throne sitzend abgebildet ist, in der rechten Hand den Zepter, in der linken aber, statt des ihm nicht zukommenden Reichsapfels, ein auf der Spitze ruhendes Schwerdt haltend.

§. 256.

Die andern Fürsten des Reichs und dessen hoher Adel führten zwar auch sogenannte Majestätssiegel, aber diese gehören ganz offenbar nur im weitern Begriffe des Wortes zu dieser Kategorie, indem sie nicht die Attribute eines obersten souverainen Herr-

schers, (Thron, Krone, Zepter, Reichsapfel) sondern nur die Person des Fürsten mit den Kennzeichen einer hohen Befehlshaberschaft darstellen.

Diese beziehen sich, da Herzoge und Grafen die obersten Feldherren in ihrem Bezirke waren, der Regel nach auf diesen Theil ihrer Würde. Gemeinlich erscheint der Fürst oder Graf auf solchen Siegeln in ganzer Figur, gewaffnet und mit der Fahne, auf einem Pferde reitend, stellt sich also selbst nicht als unbeschränkten Regenten, sondern nur als Feldherrn dar.

Dergleichen Siegel heißen Reitersiegel, und aus ihrem Begriffe folgt, daß nur Personen von hohem Adel sie können geführt haben, weil anderen nie die oberste Feldherrenwürde in einem Bezirke Deutschlands zustand.

Vergl. hierüber Spiesss von Reiter-Siegeln. Halle 1784. 4.

Ihr Gebrauch währte vom 11ten Jahrhunderte bis zum 16ten fort, verminderte sich in diesem bedeutend, hat aber in seltenen Fällen noch im 18ten Jahrhunderte fortgedauert. (Spiesss a. a. O.)

Wenn sie zuweilen selbst in Urkunden Majestäts-Siegel heißen, so ist dieser Ausdruck, wie oben angezeigt worden, nicht im engen Sinne des Wortes, sondern nur, als von der Würde eines hohen Befehlshabers abgeleitet, zu verstehen.

§. 257.

Zur Bezeichnung der Herrscher- oder Feldherrn-Würde ist indess die reitende Stellung nicht nothwendig. Sie wird eben so gut durch die Abbildung eines stehenden Feldherrn (gewaffneten Mannes) erreicht, und diese Stellung wurde, wenn gleich

seltener, doch häufig genug, zu eben dem Zwecke gewählt. Die Veranlassung dazu gaben wohl die Siegel einiger Merovingischen Könige, auf welchen deren halbe Figur mit Attributen ihrer Würde vorkommt. Diese Form des Siegelbildes wurde von einigen Karolingern, und den ersten ächtdeutschen Kaisern bis auf Otto III. ja auf Bullen bis auf Friedrich I. vielleicht bis zu Friedrichs II. Zeiten beybehalten. Auch stellen einige seltene Siegel von Otto III. und Conrad II. diese Kaiser in ihrer ganzen Figur und mit den Zeichen ihrer Würde stehend dar. Indefs findet sich diese Form des Bildes nicht weiter auf kaiserlichen Siegeln, weil sie von den eigentlichen Majestäts-Siegeln verdrängt wurde.

Hingegen ahmten die weltlichen Fürsten, und sonstige Personen vom hohen Adel, den genannten Kaisern hierin in sofern nach, daß sie sich ebenmäfsig öfters in stehender Figur, und mit den Unterscheidungszeichen ihrer Würde, d. h. Waffen und Fahne bekleidet, vorstellen ließen.

Dergleichen Siegel heißen von der Form des Bildes Fußsiegel, und finden sich vom 12ten bis gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts, sind indefs seltener noch, als die Reitersiegel. Sie kommen, wie diese, nur dem hohen Adel zu, und könnten eben so gut, als die Reitersiegel, zu den sogenannten Majestätssiegeln der deutschen Fürsten gerechnet werden, wenn gleich dieses bis jetzt nicht hergebracht ist. —

Auf alle Weise aber verdienen sie eine besondere Erwähnung in einem Lehrbuche der Diplomatie, ob schon sie von Gatterer gänzlich übergangen sind.

Die beste Abhandlung darüber ist die von Gercken in dem IIten Theile der Anmerk. über die Siegel. Nr. III.

§. 258.

Wenn noch hie und da einzelne Stände des Reichs in Urkunden ihre ausser der mehreren Gröfse gar nichts Auszeichnendes habende Siegel, Majestäts-Siegel nennen, oder auch Schriftsteller solche Siegel zu den Majestäts-Siegeln rechnen, so verdienen diese Benennungen keine weitere Rücksicht, weil sie auf keine andere Weise angemessen sind, als nur in sofern etwas ausgezeichnet Großes und Schönes überall wohl majestätisch genannt wird.

§. 259.

Nach den vorstehenden Bemerkungen wird sich nunmehr eine allgemeine Charakteristik der verschiedenartigen Siegel Deutschlands in Hinsicht auf deren Bilder geben lassen. Diese kann jedoch nur die Hauptzüge enthalten, als ein Fachwerk, in welches die einzelnen Bemerkungen der in eine kurze Uebersicht nicht gehörigen Special-Sphragistik einzutragen sind.

§. 260.

Die ältesten Beherrscher Deutschlands, d. h. die Könige der Franken, ahmten auf ihren Siegeln das Gepräge der römischen Münzen nach. Ihr Kopf, oder zuweilen ihr Brustbild, mit einer kurzen ihren Namen und Würde enthaltenden Umschrift, war das älteste Bild auf ihren Siegeln. Unter den Carolingern geschah durch die Bekleidung des Brustbildes der Uebergang zu ihrer Darstellung

in ihrer vorzüglichen Würde, indem an der einen Schulter ein kleines Schild mit Spiess oder Fahne seit Karl dem Dicken angebracht, und unter Ludwig IV. das Haupt mit einer Krone bedeckt wurde. An den doppelseitigen Siegeln (damals bloß noch Bullen) enthält die Rückseite entweder ein Monogramm, oder sonstiges willkührliches Zeichen, oder eine bloße Inschrift, oder endlich zuletzt ein Schloß, als Sinnbild der Stadt Rom, mit einer dahin deutenden Umschrift,

So fanden die Kaiser und Könige deutschen Stammes die Siegelbilder vor, aber sie schritten bald zu prächtigeren Siegeln. Bis zu den Ottonen zwar blieb im Ganzen das Gepräge so ziemlich dem ihrer Vorgänger ähnlich, diese aber ließen schon auf Wachssiegeln sich regelmäfsig im halben Leibstücke, mit feyerlicher Kleidung, Krone, Zepter und Reichsapfel abbilden, bedienten sich auch eben dieses Bildes auf der Kehrseite der Bullen, (nur dafs sich statt des Zepfers und Reichsapfels hier Fahne und Schild in ihren Händen befindet) wogegen die Hauptseite nur das gekrönte oder bekränzte Brustbild darstellt.

Seit Otto III. wurden die Majestäts-Siegel eingeführt (§. 254.). Sie wurden sowohl zu Bullen, als zu Wachssiegeln gebraucht, jedoch früher zu den letztern, als zu den erstern. Auf Bullen nemlich erscheinen die Kaiser bis etwa auf Friedrich II. nur im halben Leibstücke, und auf der Kehrseite steht das Sinnbild von Rom gewöhnlich mit dem Verse: *Roma caput mundi regit orbis frena rotundi*, und der Inschrift im Schlosse selbst: *Aurea Roma*. Friedrich II. führte das förmliche Majestäts-Siegel auch für die Bullen ein, liefs jedoch die Rückseite unver-

ändert. Friedrich III. aber (um die Mitte des 15ten Jahrhunderts) liefs auf die letztere das Reichswappen prägen, und diese Gestalt haben die Bullen seitdem bis auf die neuesten Zeiten behalten.

Die feyerlichen Wachssiegel der Kaiser sind bis auf Friedrich des Dritten Zeiten Majestäts - Siegel. Selten haben sie nach Art der Bullen ein gleichgroßes Rücksiegel: häufiger sind sie mit dem Sekretsiegel auf der Rückseite beglaubigt, welches seit etwa Rudolf I. Zeiten, also seit dem letzten Viertel des dreyzehnten Jahrhunderts den einköpfigen, nachher seit etwa dem 2ten Viertel des 15ten Jahrhunderts für Kaiser den zweyköpfigen, für römische Könige aber den einköpfigen Reichsadler darstellt.

Die Geschichte des Reichsadlers, des Reichsapfels und anderer ähnlicher Wappenbilder gehört eigentlich in die Heraldik, ist aber dem Diplomatiker zur Prüfung vorkommender Siegel unentbehrlich.

Ueber die älteste Geschichte des Reichsapfels vergl. unter andern den Böttigerschen Aufsatz: Ueber die Siegsgöttin, als Bild und Reichskleinod; zur Erläuter. des Titelkupfers zum 2ten Bande der Allg. Lit. Zeit. vom J. 1803.

Seit Friedrich dem Dritten und Maximilian I. werden die doppelseitigen kaiserlichen Wachssiegel sehr selten, und die einseitigen sind nicht Majestäts- sondern Wappensiegel.

Die Umschriften der Hauptsiegel zeigen die kaiserliche oder königliche Würde bis auf Heinrich VI. also bis gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts mit wenigen Worten an: seitdem aber, und besonders seit Konrad IV., wurden die Namen der Erbländer

mit darin aufgenommen, wodurch sie denn allmählig zu der jetzigen Länge heranwuchsen.

Die Umschrift der Contrasingille war wie deren Bild willkürlich; eine Zeitlang von Heinrich VI. an hieß sie: *Præste iudicate filii hominum*. In späteren Zeiten z. B. unter K. Wenzeslaus fiel sie ganz weg.

§. 261.

Die Reichsfürsten und der hohe Adel bediente sich entweder der Reiter- oder Fußsiegel, oder eines bloßen Sinnbildes, aus welchem nachher durch mannichfache Zusammensetzungen Familienwappen entstanden.

Waffenbilder auf Schild, Helm, Fahne sind wahrscheinlich älter, als unsere Nachrichten darüber hinausreichen, wenigstens könnte man diese Verzierungsart der Waffen füglich von den Griechen und Römern erlernt haben. Aber bleibende und erbliche Unterscheidungszeichen der Geschlechter wurden sie erst etwa zur Zeit der Kreuzzüge in Deutschland, in Frankreich etwas früher. Auf Siegeln der weltlichen Fürsten finden sie sich als nicht mehr willkürliche Zeichen, sondern bleibende Familienwappenbilder, erst seit den letzten Zeiten des 12ten Jahrhunderts. Von diesen gieng im 13ten Jahrhunderte ihr Gebrauch auf den niedern Adel über. Anfänglich wurde nur der Schild in das Siegel aufgenommen: Helme über den Schildern erscheinen erst im letzten Viertel des dreyzehnten Jahrhunderts.

Die weitere Ausführung dieser Materie gehört in die Heraldik. Vergleiche indess

Le veritable origine de la maison de Sohier,
Leyden 1661 Fol. p. 45.

Gercken über die Siegel II. 197 u. fg.

Gatterers Abriss der Genealogie S. 139. 140.

§. 262.

Die ältern Siegel sind der Regel nach beständig mit einer, Namen und Stand des Inhabers des Siegels bezeichnenden Umschrift versehen, so wie diese auf den grössern Siegeln des hohen Adels noch jetzt häufig sich findet, obwohl sie in den neuern Zeiten nicht mehr so ohne Ausnahme, als vorhin, hinzugefügt wird.

Die seltenen Rücksiegel des hohen Adels stellen in der Regel das Wappenbild vor, wenn die Hauptseite ein Reiter- oder Fufs-Siegel ist. Die minder seltenen Contrasingille enthalten entweder eine Verkleinerung des Wappenbildes der Hauptseite, oder auch ein anderes davon abweichendes Wappen- oder ein willkührliches Sinnbild, oder aber sie sind, wenn die Hauptseite etwa ein Reiter- oder ähnliches Siegel ist, alsdann die alleinige Darstellung des Wappenbildes.

Die Siegel der Damen von hohem Adel ähneln denen der Männer, nur mit dem für das weibliche Geschlecht schicklichen Unterschiede, daß sie auf Reiter- oder Fufs-Siegeln nicht gewaffnet, sondern statt der Waffenstücke mit einem Vogel, oder einer Blume, oder einem andern Sinnbilde in der Hand erscheinen.

§. 263.

Die Siegel der weltlichen Gemeinheiten, z. B. der Städte u. s. w. enthalten entweder redende Wappenbilder z. B. Thürmer, Stadtthore, oder solche, die von ihrem Namen oder Gewerbe willkührlich entnommen

sind, oder aber Stücke vom Wappen ihres Landesherrn, welches dieser ihnen zu führen verstattet hat.

Dahin gehören auch die einfachen Adler, die manche Reichsstadt in ihrem Siegel führte.

Die Sekret - oder Contra - Sigille enthalten gewöhnlich dasselbe Bild in verkleinertem Mafsstabe, wo nicht hie und da blofs willkührliche Zeichen. — Die Umschriften sind einfach, und den Namen der Gemeinheit enthaltend.

Dafs die Städtesiegel das 12te Jahrhundert eben nicht übersteigen können, versteht sich von selbst. Ihre Form ist, einzelne Ausnahmen abgerechnet, rund oder queroval.

Unter diese Kategorie gehören auch die Gerichts - Magistrats - Universitäts etc. Siegel.

§. 264.

Nichtadliche Privatpersonen hatten wohl vor dem 14ten Jahrhunderte keine Geschäfte von der Wichtigkeit, dafs sie eigener Siegel bedurft hätten, oder dafs Urkunden darüber auf die Nachwelt zu bringen nöthig gewesen wäre. Erst seit dem 14ten und 15ten Jahrhunderte finden sich daher Siegel von Personen der geringern Stände. Sie können begreiflich nie eigentliche Wappenbilder enthalten, und selbst, wenn das Bild einem Wappen ähnelt, so ists doch nur für eine willkührliche Zeichnung zu halten, die wenigen Fälle ausgenommen, wenn einer oder der andern bürgerlichen Familie ein besonderes Wappen verliehen worden.

Die Siegel der Patricier gehören nicht hieher, sondern sind denen des niedern Adels gleich zu achten. Hingegen sind die eignen Siegel der Nota-

rien zu den gewöhnlichen bürgerlichen Siegeln zu rechnen.

§. 265.

Dafs geistliche Personen und Corporationen, als solche, keine eigentliche Wappenbilder in ihren Siegeln führen können, folgt aus der Natur der Sache. Ihre Siegelbilder sollten nur Darstellungen entweder von Gegenständen der religiösen Verehrung, oder von ihrer geistlichen Würde seyn.

Die Päpste als Vorsteher der gesammten Geistlichkeit sind auch diesem Character der äussern Abgezogenheit von allem weltlichen in ihren Siegeln fast durchgängig treu geblieben. Auf ihren Bullen führten sie anfänglich gar kein Bild, nur auf der einen Seite ihren Namen, auf der andern ihre geistliche Benennung *Papa*. Seit der Mitte des 11ten Jahrhunderts aber kam hiezu noch zuweilen auf der Hauptseite eine Abbildung des Apostels Peter, in verschiedenartiger Gestalt, oder die der Köpfe der beyden Apostel Paul und Peter, woraus denn seit dem letzten Viertel des 11ten Jahrhunderts die seitdem gewöhnliche Zeichnung der Bullen entstand, welche auf der Hauptseite die Köpfe der genannten beyden Apostel durch ein langes Kreuz von einander getrennt, und mit der Ueberschrift *S. P. A. S. P. E.* versehen, auf der Rückseite den Namen des Papstes mit dessen Unterscheidungszahl, darstellte: beydes mit einer simpeln Einfassung, und ohne Umschrift. — Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts haben zwar einige Päpste in die Bullen ihr Geschlechtswappen mit aufgenommen, ohne dafs jedoch dieses Regel geworden wäre.

Wenn hier nur von der gewöhnlichen Zeichnung

der Bullen die Rede ist, so können einzelne Abweichungen davon nicht darunter begriffen seyn. Diese gehören in die päpstliche Special - Sphragistik. Nur das verdient hier bemerkt zu werden, daß auf den Bullen der Päpste in dem Zwischenraume zwischen ihrer Wahl und Krönung die Rückseite leer bleibt, weil die Regierung des Papstes erst eigentlich von dem Krönungstage angeht. Diese Bullen sind daher nur einseitig, und werden deswegen Halbbullen genannt.

Das minder feyerliche Siegel der Päpste ist ein einseitiges Wachssiegel. Es stellt den Apostel Peter im Kahne mit dem Fischnetze vor, hat den Namen des Papstes in der Umschrift, und ist oder war sonst in einen nach dem Tode eines jeden Papstes zerschlagenen Ring gegraben. Daher heist dieses Siegel gewöhnlich der Fischerring. Es ist ein wirkliches Sekretsiegel, welches der Papst vermöge seiner Würde führt, und welches daher nur in solchen Angelegenheiten gebraucht werden sollte, die mit dieser Würde in Verbindung stehen. So wars auch anfänglich, indem kirchliche Gegenstände betreffende Documente, die nicht unter der Bulle ausgefertigt wurden, durch die Unterdrückung dieses Siegels ihre Beglaubigung erhielten. In den neuern Zeiten, seit etwa dem 15ten Jahrhunderte, werden ausser den offenen Verordnungen, wozu auch die offenen Breven gehören, alle geschlossene Breven damit besiegelt.

Ob in blossen Privatangelegenheiten der Fischerring gebraucht werde, oder eigentlich gebraucht werden sollte, steht dahin. Wenigstens folgt es nicht aus der Stelle die Gatterer in *Elem. art. dipl. p. 372, 373* angeführt hat.

Das Bild dieses Siegels ist sehr alt: es findet

sich schon im 10ten Jahrhunderte. Eine gute Abbildung davon s. in Schmidt-Phiseldicks Hermäa Nr. 4. der Kupfer. Nur ist die dortige Beschreibung des Breve nicht ganz richtig. Das Breve, wovon die Rede ist, ist allerdings ein geschlossenes, d. h. ein solches, welches mittelst eines durchgezogenen und durch das Siegel mit dem Breve in unzertrennliche Verbindung gesetzten Pergamentstreifchens also verschlossen war, daß es nur mittelst Durchschneidung dieses Streifchens geöffnet und gelesen werden konnte. Das Siegel dient daher bey solchen Breven mehr zum Verschließen, als zum Beglaubigen, zum letztern nicht weiter, als das Verschlössungssiegel eines jeden Briefes. Hingegen ist die das. S. 12. angezogene Beschreibung aus Le Moine und Batteney prakt. Anweis. zur Diplom. S. 68 völlig zutreffend, und wenn sich die eisernen Verwahrungskapseln nicht mehr finden, so liegt davon wohl nur der Grund darin, daß man sie nicht aufbewahrt hat.

§. 266.

Die übrige hohe Geistlichkeit, als Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, führten anfänglich auf ihren Siegeln entweder das Bild eines Heiligen, dem die Kirche oder das Stift, welchem sie vorstanden, besonders gewidmet war, oder aber ein ihre Würde ausdrückendes Bild, indem sie in ihrem Ornate sitzend in der einen den Stab, in der andern ein Buch haltend, abgebildet sind. Diese Siegel sind mit den Reiter- und Fußsiegeln des weltlichen hohen Adels in eine Klasse zu setzen, sind auch mit diesen, jedoch früher, nemlich seit dem Ende des 14ten Jahrhunderts, selten geworden, wenn gleich sie hie und da bis auf die neuesten Zeiten nicht ganz ausser Gebrauch gekommen waren. Nachdem nemlich schon

im 12ten Jahrhunderte die hohe Geistlichkeit das Wappenbild ihres Stiftes (ihr Amtswappen) hie und da in das Kirchensiegel aufgenommen hatte, fing sie auch am Ende des 13ten Jahrhunderts an, ihr Geschlechtswappen damit in Verbindung zu setzen. Dadurch wurde denn allmählig das ursprüngliche Kirchensiegel verdrängt, und es entstanden die seit dem funfzehnten Jahrhunderte eingeführten neuern, einen ordentlichen Wappenschild mit dem Zeichen der geistlichen Würde über und unter demselben darstellenden Siegel.

Die Gegen- und Sekret-Siegel eben dieser hohen Geistlichen stellen entweder das Hauptsiegel in verjüngtem Mafse, oder auch nur ein Leibstück des Bischofes etc. oder Insignien der geistlichen Würde, oder auch Wappen vor.

Die Umschrift beyder enthält Namen und Würde dessen, dem sie gehören.

Alles vorstehende gilt auch von den Siegeln der hohen Geistlichkeit weiblichen Geschlechtes.

§. 267.

Auch Concilien, Capitel, Stifter und Kirchen haben ihre eigenen Siegel, welche bey erstern für jedes besonders erfunden wurden, und ein Bild religiösen Gegenstandes mit passender Um- oder Inschrift enthalten: wogegen die letztern gewöhnlich Bilder der Schutzheiligen, oder sonst merkwürdiger Personen, und seitdem die geistlichen Stiftungen sich auch eigener Wappen anmafsen, öfters diese darstellen, und durch eine Umschrift die Corporation anzeigen, der das Siegel gehört.

Ihnen ahmten die geistlichen Ritter- und Mönchs-

Orden nach, welche ebenmäfsig eigene Siegel führten, die bey erstern wenigstens häufig eigne Erfindung der Vorsteher gewesen seyn mögen, und nicht immer sich gleich geblieben zu seyn scheinen.

Die Beschreibung dieser verschiedenen Siegel gehört nicht hieher.

§. 268.

Die mannigfachen Verzierungen, welche oft auf Siegeln, und besonders bey Gelegenheit der In- und Umschriften vorkommen, als Kreuze, Rosen u. s. w. sind nichts weiter, als Zierrathen und Lückenbülser, und verdienen daher keiner Erwähnung.

§. 269.

Die Bilder auf den Siegeln geben ein sehr wichtiges Hülfsmittel zur Prüfung ihrer Aechtheit, dessen Anwendung aber eine sehr genaue Kenntnifs der Special-Sphragistik, verbunden mit den vorstehenden historischen Sätzen, erfordert. Im allgemeinen läfst sich nur die Regel angeben: dafs ein Siegel, dessen Bild zu der Zeit, als die Urkunde, an welcher es befindlich ist, gegeben seyn soll, entweder überall oder für die Klasse von Personen, aus welcher es einer zugeschrieben wird, ungewöhnlich war, eine strenge Prüfung erfordere, und nur diese entscheiden könne, ob dasselbe als eine seltene Abweichung von den bisherigen Erfahrungen beybehalten, oder aber als verdächtig oder falsch ausgestellt werden müsse.

So würde das Siegel einer Person von weltlichem Adel, wenn es ein Heiligenbild oder sonst einen geistlichen Gegenstand darstellte, für falsch zu halten seyn, und ein gewaffneter Mann auf dem

angeblichen Siegel eines Geistlichen (jedoch mit Ausnahme des Hln. Georg) dieses im hohen Grade verdächtig machen u. s. w. Die Zeichnung des Bildes aber, und der Character der Umschrift, entscheiden nicht für das höhere Alter des Siegels, wenn es einem jüngern Documente beygefügt ist, weil die Stempel oft eine sehr lange Zeit hindurch unverändert blieben. Nur dann können sie in Betrachtung kommen, wenn an einem alten Documente ein Siegel von jüngerem Gepräge befindlich wäre.

§. 270.

Die Siegel im allgemeinen dienen entweder zum Verschliessen, oder zum Beglaubigen einer Schrift: jener Zweck derselben, z. B. an Briefen u. s. w. gehört nicht für die Diplomatie, sondern nur der letztere.

§. 271.

Wenn ein Siegel den Inhalt einer Urkunde beglaubigen soll, so muß es mit derselben in eine bleibende Verbindung gesetzt seyn. Dieses kann geschehen, indem die Materie des Siegels entweder unmittelbar durch einen Druck, oder mittelbar durch ein Band mit der Materie, worauf die Urkunde geschrieben ist, fest verbunden wird. Im ersten Falle heißen die Siegel aufgedruckte, im letztern angehängte Siegel.

§. 272.

Ein aufgedrucktes Siegel entsteht, wenn die Materie desselben auf die Materie der Schrift gelegt, und dann durch den Druck des Stempels sowohl das Siegelbild dargestellt, als auch die feste

Verbindung der Siegelmasse mit dem Stoffe der Urkunde vollendet wird. Die Materie der aufgedruckten Siegel muß daher eine solche seyn, welche durch gehörige Vorbereitung fähig wird, sich mittelst des Auflegens und darauf folgenden Druckes mit der Materie der Urkunde fest zu verbinden. Dergleichen sind Wachs, Siegellack und Oblaten, nicht aber Metall. Daher ist kein metallenes Siegel aufgedruckt, hingegen werden die erstern Gattungen der Siegelmasse sämmtlich zu dergleichen Siegeln genommen. Die Vorbereitung derselben zu diesem Zwecke geschieht beym Wachse und Siegellacke durch Erhitzung, bey Oblaten durch Anfeuchten.

§. 273.

Schon seit den ältesten Zeiten war es üblich die Wachsiegel unmittelbar auf die Urkunde zu drücken. Sie wurden meistens unter die Urkunde, zuweilen auch auf deren Kehrseite gedrückt, und anfänglich dadurch mit der Urkunde noch fester verbunden, daß in das Pergament ein kreuzförmiger Einschnitt gemacht, dessen Spitzen nach der andern Seite umgebogen, das weiche Wachs aber auf die hiedurch entstandene Oefnung gelegt wurde, wodurch denn dasselbe beym Aufdrücken des Stempels auf die entgegengesetzte Seite überquoll, und so das Siegel mit der Urkunde genau vereinigte. Diese Art der aufgedruckten Siegel dauerte nach den bisherigen Erfahrungen bis zum Ausgange des 12ten Jahrhunderts fort. Ihr Platz ist, wenn sie, wie gewöhnlich der Fall war, unter der Urkunde sich befinden, bey königlichen und kaiserlichen Diplomen der Regel nach rechter Hand, bey andern entweder in der Mitte, oder zur rechten, selten zur linken

Seite, jedoch, wenn die Datumsformel nicht am Schlusse des Textes, sondern abgesondert unter der Urkunde steht, regelmässig über dieser.

Die Verfertigung dieser Siegel giebt schon an die Hand, dafs sie eben sowohl zweyseitig, als einseitig seyn können. Denn, wenn die Menge des Wachses zu einem Siegel auf der andern Seite hinreichte, so stand nichts im Wege, auf dieser einen Stempel abzurücken, und wirklich finden sich dergleichen Siegel sowohl mit münzartigem Gepräge, als mit einem Gegensiegel.

Ungefähr mit dem Schlusse des 12ten Jahrhunderts hörte diese Methode der Siegelbefestigung auf. Die Einschnitte in das Pergament oder Papier fielen weg, und man begnügte sich mit dem blofsen Auflegen der Siegelmaterie, ohne auf eine andere Verbindung derselben mit der Urkunde, als nur diejenige zu denken, welche durch deren mittelst des Druckes vermehrtes natürliches Eindringen veranlaßt wird. Diese Art der aufgedrückten Siegel dauert seitdem, seltener in ältern, häufiger in neuern Zeiten fort. Der Platz derselben ist jederzeit unter der Urkunde, und sie können ihrer Natur nach nur einseitig seyn. Seit der Erfindung des Siegellacks und der Oblaten werden diese neben dem Wachse auf die vorbeschriebene Art zum Besiegeln der Urkunden gebraucht.

Verschieden von diesen aufgedrückten Siegeln sind diejenigen, welche zum Verschliessen der Briefe etc. gebraucht werden, allgemein bekannt sind, und worunter der Fischerring der Päpste eine besondere Auszeichnung verdient. Da sie nicht zum Zwecke der Beglaubigung dienen, so gehören sie nicht geradezu in die Diplomatie.

§. 274.

Eben so alt, als die aufgedruckten Siegel sind auch die hangenden, d. h. solche Siegel, welche mittelst eines Bandes, gewöhnlich einer Schnur, oder Streifens Papier oder Pergament, mit der Urkunde in Verbindung gesetzt sind. Diese wird dadurch bleibend hervorgebracht, daß die Schnur oder der Streifen durch das Material der Urkunde gezogen, und dessen beyde Enden also in und mit dem Siegel verbunden werden, daß sie davon, mithin auch das Siegel von der Urkunde, nicht füglich getrennet werden können. Die Natur der Sache ergiebt, daß zu dieser Gattung von Siegeln das Siegellack so wenig, als die Oblaten tauglich sind, hingegen metallene Siegel nur auf diese Art befestigt, und Wachssiegel eben sowohl angehängt, als aufgedruckt werden können. Daher sind alle Bullen hangende Siegel, und die Wachssiegel gehören sowohl zu dieser, als zur vorhergedachten Gattung: hingegen giebt es kein hangendes Siegel von Siegellack oder Oblate.

Wenn es in neuern Zeiten bisweilen geschehen ist, daß in einer anhängenden Kapsel das Siegel mit Siegellack ausgedrückt ist, so ist dieses nur eine aus Unkunde oder Bequemlichkeit entstandene, keine Nachahmung verdienende Anomalie.

§. 275.

Das Anknüpfen der Bullen kann nur durch Schnüre geschehen. Bey massiven Bullen wird das Metall vor dem Prägen zweymal parallel mit der Oberfläche von oben bis unten durchbohrt, und durch diese Löcher die beyden Enden der durch die Urkunde gezogenen Schnur also durchgesteckt, daß

sie unten wieder zum Vorscheine kommen. Durch die darauf mittelst des Prägens erfolgende Quetschung werden dann diese Enden so fest mit dem Metalle verbunden, daß sie ohne Gewaltthätigkeit nicht wieder aus demselben zurückgezogen werden können.

Bey hohlen Bullen wird nur der beyde Flächen verbindende Ring oben und unten durchbohrt, die Schnüre durchgezogen, und die feste Verbindung durch den Einguss von Harz oder Wachs hervorgebracht.

§. 276.

Die hangenden Wachssiegel aber müssen der Verschiedenheit des Materials wegen auf ganz andere Art befestigt werden. Sie bestehen aus zwey ganz verschiedenen Theilen, nemlich der Unterlage oder Schale, und dem Obertheile, welcher das Hauptsiegel enthält. Der Untertheil wird zuerst geformt, auf dessen vorderer Seite nach einiger Erweichung der Oberfläche, die Enden der Schnur, oder des Pergament- oder Papier-Streifens eingelegt, und sodann daß das Vordertheil des Siegels bildende Wachs darüber gesetzt, beyde Theile mittelst Aufgusses des letztern, oder Verschmelzung innig verbunden, und darauf das Siegel der Hauptseite aufgedruckt.

Der Hintertheil eines solchen Siegels ist seiner verschiedenen Bestimmung gemäß, auch verschiedenartig geformt. War es die Absicht ein münzartiges Siegel zu fertigen, so mußte er gleich der Vorderseite geebnet seyn, um für den Abdruck des zweyten Stempels empfänglich zu werden. Solche

Siegel haben keinen hervorstehenden Rand, sondern sind gleich den Münzen scharf abgeschnitten.

Sollte ein Contrasingill aufgedruckt werden, so kam auf die Form der Rückseite weiter nichts an, wenn nur der Platz für das Gegensiegel geebnet wurde. Indefs liefs man so wenig in diesem Falle, als wenn die Rückseite ganz frey blieb, dieselbe ohne einige Form. Bey kleinern Siegeln liefs man sie von dem dicken Mittelpunkte nach dem Rande zu dünner ablaufen, und machte mit dem Daumen einen oft tiefen Eindruck in den Mittelpunkt, bey größern Siegeln gab eine von oben nach unten laufende, jedoch vom Mittelpunkte ab sich verdünnende, oft mehrmals eingedruckte, oft eingekerbte Rippe dem Siegel mehrere Haltbarkeit, in deren Mitte dann, wo ein Gegensiegel sich findet, diesem sein Platz angewiesen wurde.

Sollte das Siegel einen Rand nach der Hauptseite erhalten, so wurde der Hintertheil schalenförmig gegossen, so dafs der Rand der Vorderseite mit dem Hintertheile ein Stück ausmachen, und dieser Rand zur Aufnahme der Schnüre, oder Streifen durchstoichen. Wenn, wie häufig der Fall ist, dafs Gegensiegel einen Rand erhalten sollte, so entstand dieser, wenn der dicke Mittelpunkt der Rückseite eine der Gröfse des Gegensiegels angemessene Vertiefung erhielt.

§. 277.

Da solchergestalt die Hauptseite der Siegel von der Rückseite ganz verschieden ist, so folgt daraus von selbst, dafs es füglich anging, beyde aus Wachse von verschiedenen Farben zu machen. Eben, so

hinderte nichts, in die für das Gegensiegel gemachte Vertiefung ein Stück Wachs von anderer Farbe einzulegen. Beydes geschah seit etwa dem 14ten Jahrhunderte häufig, vielleicht aus Sparsamkeit, um nicht zu der ganzen Masse des Siegels das theurere gefärbte Wachs zu nehmen: denn jederzeit besteht bey diesen Siegeln die Unterlage, oder der grössere Theil aus gelben oder weissem Wachse. Dergleichen Siegel heissen gemischte Wachssiegel. (§. 242.)

Sie lassen sich füglich unter folgende Abtheilungen bringen:

1) Die Rückseite mit (Schüssel) oder ohne Rand weifs oder gelb, das Hauptsiegel gefärbt.

2) Das ganze Siegel weifs oder gelb, das Gegensiegel gefärbt.

3) Die seltene Art von Siegeln, auf deren Hauptseite ein zweites vornehmeres Siegel, in gefärbtes Wachs mit aufgedrückt ist.

Dahin gehört z. B. das Siegel Kaiser Friedrich III. (§. 251.) und das welches Gatterer im Abrisse der Diplom. S. 190. Nr. 4. anführt.

§. 278.

Eben so wenig Hindernisse stehen entgegen, die Rückseite eines Wachssiegels aus einem andern Material z. B. Holz, Blech, oder Elfenbein etc. zu verfertigen, wenn dessen Rand zum Durchziehen der Schnüre oder Streifen durchstoichen ist, und dann das Wachs für das Hauptsiegel durch Einguss und Druck mit dieser Schale unzertrennlich verbunden wird. Dies geschah seit etwa dem funfzehn-

ten Jahrhunderte häufig, und ist die jetzt allein übliche Art, die hangenden Wachssiegel zu verfertigen.

Da solchergestalt die Schale einen unzertrennlichen Theil des Siegels bildet, so gehören solche Siegel allerdings zu den gemischten Siegeln. Gleichgültig ist es, ob die Schale noch mit einem Deckel versehen ist, und also eine Kapsel bildet, oder nicht: denn dieser Deckel gehört nicht zur Substanz des Siegels.

Damit aber sind diejenigen Siegel nicht zu verwechseln, welche an sich selbstständig, bloß der bessern Erhaltung wegen, los in eine Kapsel gelegt sind, wie dies bey Bullen und Wachssiegeln öfter der Fall ist. Bey diesen ist die Kapsel völlig aufserwesentlich, und kommt in keine weitere Betrachtung.

§. 279.

Die Kenntniß der Anfertigung und Befestigung der Siegel ist für den Diplomatiker äußerst wichtig, um dadurch auf dasjenige geleitet zu werden, worauf zu sehen ist, um bey entstehendem Verdachte zu erforschen, ob etwa ein ursprünglich ächtes Siegel einer falschen, oder überall einer Urkunde angehängt seyn möchte, für welche es nicht bestimmt war. Denn falsche Siegel zu unterscheiden, ist so schwer nicht, als die Entdeckung eines solchergestalt untergeschobenen Siegels.

In Ansehung der Bullen ist hierüber das c. 5. *X de crimine falsi* sehr unterrichtend. Die Regeln für

Wachssiegel wird jeder Kenner sich aus dem Vorstehenden leicht abnehmen: sie hier ausführen, hiesse einen Catechismus für Siegelbetrüger schreiben. Nur folgendes zur Nachricht für denjenigen, der in den Fall kommen könnte, dergleichen Untersuchungen anstellen zu müssen:

1) eine ächte Bulle von einem Documente abzunehmen, und einem andern anzuheften, ist sehr schwierig, wenn die Bulle massiv ist; nicht sonderlich schwer bey den hohlen Bullen.

2) Ein aufgedrücktes Wachssiegel neuerer Art abzunehmen und einem andern Documente unterzulegen ist leicht, weit schwerer bey der ältern Art, diese Siegel zu befestigen, und fast unthunlich, wenn das Siegel ein Gegensiegel hat.

3) Siegel von Siegellack abzunehmen, und wieder aufzulegen, ist schwer: fast unmöglich bey Oblaten-Siegeln.

4) Leicht ist das Abnehmen und Wiederanheften hangender einseitiger Siegel, nicht ganz so leicht, wenn sie contrasignirt; am schwersten, ja fast unthunlich, wenn sie münzartig sind. Die Schwierigkeiten bey Siegeln, welche in metallene oder hölzerne etc. Schalen eingegossen sind, scheinen, obwohl groß, doch nicht unübersteiglich zu seyn.

§. 280.

Die hangenden Siegel sind entweder unter das Document, oder auf dessen Rücken angehängt. Die letztern sind die ältesten, und diese Methode der Siegelbefestigung war bereits den Römern bekannt. Es werden nemlich mitten durch die Urkunde Lö-

cher gestochen, durch diese die Schnur oder der Streifen also gesteckt, daß dessen Enden auf dem Rücken der Urkunde heraustreten, an welche dann das Siegel auf die vorbeschriebene Art befestigt wird. Diese Art der Befestigung scheint bey wichtigen Urkunden etwa seit dem 12ten Jahrhunderte in Deutschland aufgehört zu haben, wurde indess nicht völlig abgeschafft, indem sich noch im 13ten und 14ten Jahrhunderte unverdächtige Siegel der Art finden.

Unrichtig werden diese Siegel öfters zu den aufgedrückten gerechnet.

Im 12ten Jahrhunderte, vielleicht schon früher, fieng man dagegen an, die Wachssiegel, gleich den beständig also befestigt gewesenen Bullen, unten an die Urkunden zu hängen, und diese Methode dauert bis jetzt ununterbrochen fort.

Einzelne Abweichungen, in welchen die Siegel oben, oder an den Seiten hängen, verdienen als bloße Ausnahme keine Erwähnung.

Es versteht sich von selbst, daß die angegebenen geschichtlichen Perioden nur ungefähr das bezeichnen, was bis jetzt die Erfahrung gelehrt hat. Daher wird es niemand wagen, ein Siegel deshalb für falsch zu halten, weil es zu den bisherigen Erfahrungen nicht paßt: wohl aber muß man dadurch zu dessen strenger Prüfung veranlaßt werden.

Vergl. hierüber unter andern *Allg. Lit. Anzeiger*. 1799 Nr. 73. 105. 160.

Es giebt übrigens hangende Siegel eben sowohl an papiernen Urkunden, als an solchen, die auf Pergament geschrieben sind: und die diesem Satze entgegen stehende Behauptung in den Götting.

Anz. v. gelehrten Sachen, 1789 Nr. 83 ist durchaus unrichtig, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß unter papierne Documente die Siegel häufiger untergedruckt, als angehangen wurden.

§. 281.

Die Siegel hängen gewöhnlich entweder an Schnüren, oder an Streifen des Materials, auf welches das Document geschrieben ist.

An Schnüren hängen

- 1) alle Bullen;
- 2) alle Siegel libellförmig geschriebener Urkunden, welche mit der Schnur zugleich zusammengeheftet sind;
- 3) In ältern Zeiten auch öfters einzelne Siegel an Urkunden, die in Patentform geschrieben sind, und die Siegel an diesen
- 4) in ältern sowohl, als neuern Zeiten, besonders dann, wenn deren Vielheit die Befestigung mehrerer an derselben Schnur erforderte.

§. 282.

Die Schnüre sind entweder von Hanf, oder von Seide. Hanfener ungefärbter Schnüre bedienen sich ausschließend die Päpste bey einem Theile ihrer Bullen, obwohl ein anderer Theil derselben auch seidene Schnüre führt.

Die seidenen Schnüre sollen eigentlich die Hoffarben dessen enthalten der sie führt. Wann diese aber unveränderlich bestimmt sind, ist bis jetzt noch

nicht hinlänglich erforscht. Die bisherigen Erfahrungen lehren darüber folgendes:

1) die päpstlichen Schnüre von Seide sind entweder roth oder gelb, oder aus beyden Farben zusammengesetzt: wenigstens wars so bis zur Mitte des 16ten Jahrhunderts.

2) Die Farbe der kaiserlichen scheint bis etwa zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, vielleicht bis auf Maximilian I. willkührlich gewesen zu seyn: weil sie, wenn auch Carl IV. schon zuweilen schwarz und gelbe Schnüre gebrauchte, doch bis dahin von allen Farben sich finden, und selbst Friedrich III. noch im Jahre 1442 eine grün und rothe Schnur führte. Seitdem sind sie beständig entweder schwarz und gelb, oder ganz gelb. (gold und gelb)

3) Noch willkührlicher dürfte es mit den Schnüren der Reichsfürsten zugegangen seyn. Eine nähere Erörterung hierüber gehört in die Specialsphragistik.

4) Dafs über die ohnehin seltenen Schnüre von Privatpersonen sich keine bestimmte Regel denken lasse, folgt schon daraus, weil sie keine bestimmte Hoffarbe haben können, und wohl schwerlich jemals darauf gekommen seyn dürften, die Farben ihrer Schnüre beständig nach den Farben ihrer Wappenschilder zu wählen.

5) Die Regel, dafs zu päpstlichen Bullen über Gnadensachen eine seidene, zu Bullen über andere z. B. Justiz und Kirchen-Regiment betreffende Gegenstände, durchaus eine hanfene Schnur genommen, diese auch zu solchen Bullen gewählt sey,

welche unentgeltlich ausgefertigt worden, trifft zwar oft, jedoch nicht ohne Ausnahme zu.

§. 283.

Wenn keine Schnur gebraucht wurde, hing man regelmässig das Siegel an, mittelst eines schmalen Streifchens von demselben Materiale, auf welches die Urkunde geschrieben war: und es dürfte sich wohl die Regel annehmen lassen, daß der Streifen, an welchem das Siegel hängt, auch von derselben Gattung des Pergamentes oder Papiers seyn müsse, auf welcher die Urkunde geschrieben ist, schon deshalb, weil dieses, da man es nur vom untersten Theile der Urkunde abschneiden durfte, sogleich zur Hand war.

Eine seltene Abweichung hievon, machen die besonders im 12ten Jahrhunderte vorkommenden Urkunden, deren Siegel mittelst Riemen aus wahrem Leder geschnitten angehängt sind.

§. 284.

Da die Siegel lange Zeit hindurch die einzige Beglaubigungsart der Urkunden ausmachten, so darf es gar nicht befremden, wenn diese in jener Periode nicht nur von derjenigen Person, in deren Namen sie ausgestellt waren, oder überall von den eigentlichen Contrahenten, sondern auch von allen bey der Handlung gegenwärtig gewesenen Personen (Zeugen) und allen denen, welche bey der Urkunde nur einigermaßen interessirt waren, besiegelt wurden. Daher kommt denn die sehr große Menge von Siegeln, welche sich oft an Urkunden des Mittelalters befindet: deren bis jetzt bekannte stärkste Anzahl, 350 nemlich, an der Klagschrift der Böhmen bey der

Kostnitzer Kirchenversammlung von Jahre 1415 hängt.

Sollte es wohl kaiserliche Urkunden geben, an welche mehrere Siegel zur Beglaubigung gehangen wären? Der Grund fällt dabey ziemlich weg, und die Anführung Gatterers (im Abriss der Dipl. S. 160) von drey solchen Urkunden Kaiser Rudolfs I. beruhet auf einem augenscheinlichen Irrthume (vergl. *Spies aur. bulla Rudolphi I. pag. 33. 34.*)

§. 285.

Diese mehreren Siegel wurden, wenn sie nicht zu zahlreich waren, der Regel nach bey einander, und zuweilen wohl an allen Seiten des Documentes umher gehängt, und zwar nach einer ähnlichen Rangordnung, wie diejenige war, welche man bey der Anführung der Zeugen in der Urkunde selbst zu beobachten pflegte. Waren ihrer zu einer solchen Anknüpfung zu viele, oder fand man es sonst gerathener, so befestigte man sie unter einander an eine oder mehrere an die Urkunde geknüpfte Schnüre.

§. 286.

Zuweilen findet sichs, daß ein Siegel in späteren Zeiten an eine ältere Urkunde gehangen ist. Dieses war ein Zeichen der Genehmigung eines Nachfolgers mit dem Inhalte des von seinem Vorfahr ausgestellten Documentes. Die Urkunde ist daher deshalb nicht für falsch zu halten, aber ihre Glaubwürdigkeit hängt von der sorgfältigen Prüfung des Umstandes ab, ob sie, ohne Hinsicht auf das neuere Siegel, für ein ächtes, zu der Zeit ihres früheren

Datums ausgestelltes und vollzogenes Original zu halten sey. (vergl. §. 203. Nr. 6.)

§. 287.

Weil übrigens die Siegel im Mittelalter allein zur Vollziehung der Urkunde dienten, so versteht sich von selbst, daß kein Siegel einer derjenigen Personen daran habe fehlen dürfen, welche durch die Urkunde eine Verbindlichkeit übernahmen. Nun traf sich zuweilen, daß eine solche Person einen eigenen Siegelstempel nicht zur Hand, oder überall noch nicht hatte anfertigen lassen. Dann bediente sie sich eines fremden Siegels, gewöhnlich eines ihrer Verwandten etc., zu diesem Behufe, zeigte aber diesen Umstand jederzeit in der Urkunde mit der Bemerkung an, daß sie ein eigenes Siegel nicht habe. — Dieses Anführen (*quia proprio sigillo careo* und dergl.) bedeutet wohl nur selten, daß die redende Person das Recht, ein Siegel zu führen, nicht gehabt habe, und die Frage: ob das Recht zu siegeln überall an einen Stand, Alter oder Würde gebunden gewesen sey? ist noch immer sehr problematisch, wenn gleich hie und da ein Ausdruck z. B. *Quia vero adhuc usum sigilli non habemus*, wenigstens auf eine Observanz hierüber nicht undeutlich hinweist.

Vergl. unter andern Gercken über die Siegel I. 135. u. fg.

Spiefs Aufklärungen in der Geschichte u. Diplom. S. 250.

§. 288.

Die Regeln zur Beurtheilung einer Urkunde, nach den verschiedenen Rücksichten und Kennzeichen, sind entweder jedesmal sogleich bey jeder Materie mit angegeben, oder aber sie folgen so genau aus dem bisherigen Vortrage, daß es nur Wiederholung wäre, sie etwa unter dem Namen der praktischen Diplomantik noch auszuziehen. Wer die Regeln, welche in der Theorie liegen, in einem vorkommenden Falle nicht ohne weitere Nachhülfe anwenden kann, für den ist das ganze Studium der Wissenschaft völlig verlohren: und andere werden diese Nachhülfe ganz gern entbehren, wo nicht verbitten.

Verschieden davon und allerdings sehr nützlich sind Beyspiele gründlicher Beurtheilung von Urkunden und Handschriften. Ein vertrefliches Muster der Art, findet sich in *Congetture di un socio etrusco sopra una carta papiracea dell'archivio diplomatico — di Toscana. Firenze 1781. 4.*

und die zweiten Theile der Gattererschen und Gruberschen Diplommatiken geben dergleichen nützliche Beyspiele meht, für denjenigen, der daran seinen Scharfsinn zu üben Neigung findet.

Folgende Verlagsbücher sind in der Reichardschen Buchhandlung in Braunschweig zu bekommen.

Brunß, W. J., Beiträge zur kritischen Bearbeitung unbenutzter alter Handschriften, Drucke und Urkunden. gr. 8. 1802—3. 3 Hefte. I Thlr. 12 Ggr.

Dictionnaire universel de la langue françoise, extrait, comparé des Dictionnaires anciens et modernes, ou manuel d'Orthographe, de Néologie et de Géographie par P. C. V. Boiste et I. F. Bastien, enrichi de la Prononciation; de la Traduction des Mots en Allemand; des principaux Regimes des Verbes, des Adjectifs et des Adverbes, et enfin d'un Abrégé de la grammaire françoise selon l'ancienne et la nouvelle Théorie grammaticale, par l'Abbé Pierrard. gr. 8. 1802—3. Tom. I. Pap. ord. I Thlr. 18 Ggr. Pap. fin. 2 Thlr. 6 Ggr.

Tom. II. Pap. ord. 2 Thlr. 6 Ggr. Pap. fin. 3 Thlr.

Fabricii, I. C., Systema rhyngorum secundum ordines, genera, species adiectis synonymis, locis observationibus, descriptionibus. 8. maj. 1803. 2 Thlr.

Hausmann, I. F. L., krystallogische Beiträge. 4. Mit Kupfern. 1803. I Thlr.

Hellwig, J. C. L. Dr., Anfangsgründe der unbestimmten Analytik zu Vorlesungen und für diejenigen, welche sich selbst unterrichten wollen. gr. 8. 1803. I Thlr.

— — **Kriegsspiel,** ein Versuch die Wahrheit verschiedener Regeln der Kriegskunst in einem unterhaltenden Spiele anschaulich zu machen. Mit illum. Kupf. gr. 8. 1803. Druckp. 2 Thlr. Schreibp. 2 Thlr. 12 Ggr.

Lueder, Hofrath, Geschichte der vornehmsten Völker der alten Welt im Grundriß. 8. 1800. I Thlr. 8 Ggr.

Menz, G. B., Grundlinien zu einem Systeme der allgemeinen praktischen Philosophie. gr. 8. 1802. 15 Ggr.

— — **Handbuch für diejenigen, welche eine gründliche Staatskunde erwerben wollen** Auch zu Vorlesungen bestimmt. gr. 8. 1801. 3 Thlr.

— — **Skizzirte Darstellung der allgemeinen Weltgeschichte.** Zu einer wiederholenden Uebersicht. 8. 1801. 9 Ggr.

Namenverzeichnis der vornehmsten Gelehrten und anderer Männer, die sich um die Wissenschaften verdient gemacht haben, nach den Jahren, dem Vaterlande und den Wissenschaften. 4. 1802. 6 Ggr.

Wolf, J. J., Die Kegelschnitte nach de La Chapelle. gr. 8. Mit Kupf. 1801. 2 Thlr. 6 Ggr.

Ziegenbein, J. W. H., Englisches Lesebuch für die auf Gymnasien durch Lectüre der Classiker gebildete Jugend herausgegeben. 8. 1801. I Thlr. 3 Ggr.

v. Zimmermann, C. A. W., Hofrath, Allgemeine Uebersicht Frankreichs, von Franz I. bis auf Ludwig XVI. und der Freistaaten von Nordamerika, von ihrem Entstehen bis auf die heutigen Zeiten, in Hinsicht des Charakters, der Sitten, der Konstitution, der wissenschaftlichen Kultur und der übrigen Ausbildung der Bewohner beider Reiche, nebst einer Gegeneinanderstellung ihrer Revolutionen.

Auch unter dem Titel: Frankreich und die Freistaaten von Nordamerika. Verglichen in Hinsicht ihrer Länder, ihrer Naturprodukte, ihrer Bewohner und der Bildung ihrer Staaten. 2r Theil. 8. 1800. 2 Thlr. 12 Ggr.

Carl Reichard Sculp.

А В Г Д Е Ж З И Й К Л М Н О П

Р С Т У Ф Ц Ч Ш Щ Ъ Ы Ь Э Ю Я

а б в г д е ж з и й к л м н о п

р с т у ф ц ч ш щ ъ ы ь э ю я

А В Г Д Е Ж З И Й К Л М Н О П

Р С Т У Ф Ц Ч Ш Щ Ъ Ы Ь Э Ю Я

а б в г д е ж з и й к л м н о п

р с т у ф ц ч ш щ ъ ы ь э ю я

А В Г Д Е Ж З И Й К Л М Н О П

Р С Т У Ф Ц Ч Ш Щ Ъ Ы Ь Э Ю Я

а б в г д е ж з и й к л м н о п

р с т у ф ц ч ш щ ъ ы ь э ю я

А В Г Д Е Ж З И Й К Л М Н О П

Р С Т У Ф Ц Ч Ш Щ Ъ Ы Ь Э Ю Я

а б в г д е ж з и й к л м н о п

р с т у ф ц ч ш щ ъ ы ь э ю я

А В Г Д Е Ж З И Й К Л М Н О П

Р С Т У Ф Ц Ч Ш Щ Ъ Ы Ь Э Ю Я

а б в г д е ж з и й к л м н о п

р с т у ф ц ч ш щ ъ ы ь э ю я

Tab. II.

Mabillon A. 391. Tab. XIV.

\$

\$

us acqo e monachus -

h

nyue & quod pater illius - -

Orig. Guelfh. IV. 377. Tab. XI.

huane secunde melle rex - -

meyum pmissimorum centecessorum - -

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

LIBRARY

PHYSICS

1911

Tab. III.

Chron. Gottwie. I. 159.

humanae fuentis dementia --

posteris ^{et} sua perfectionis tenorem

C. G. I. 209 ..

Stadthaus zu Regensburg --

Regensburg archi epi --

Handwritten text, possibly a date or reference number, appearing as a series of vertical strokes.



Handwritten text, possibly a date or reference number, appearing as a series of vertical strokes.



Handwritten text, possibly a date or reference number, appearing as a series of vertical strokes.

Tab. IV.

t. 1031.

vom Originale.

Andree apostoli . Stephani . Marie

Chron. Gottwie. I. 279.

Heinrich

uolumus quatenus nos per

Tab. V.

Vom Originale.

92

no diuini beneplaciti - -

v. o.

RAUENTIS



ia deuotos ac subiectos -

v. o.

Torberiens abbas. Omnib⁹
i Conradi ppi coparauit
unschweig. 1262. v. o.

cripty puc
et nos de

Tab. VI.

Braunschweig. 1279.

Vom Originale.

es.

digē --

1^o O.

- ac miles tenore p^rsentū in
iⁿ ibide vniuersi ac o^z quoz-

1^o O.

t. d^ot Rindich al den Sc

1383.

1^o O.

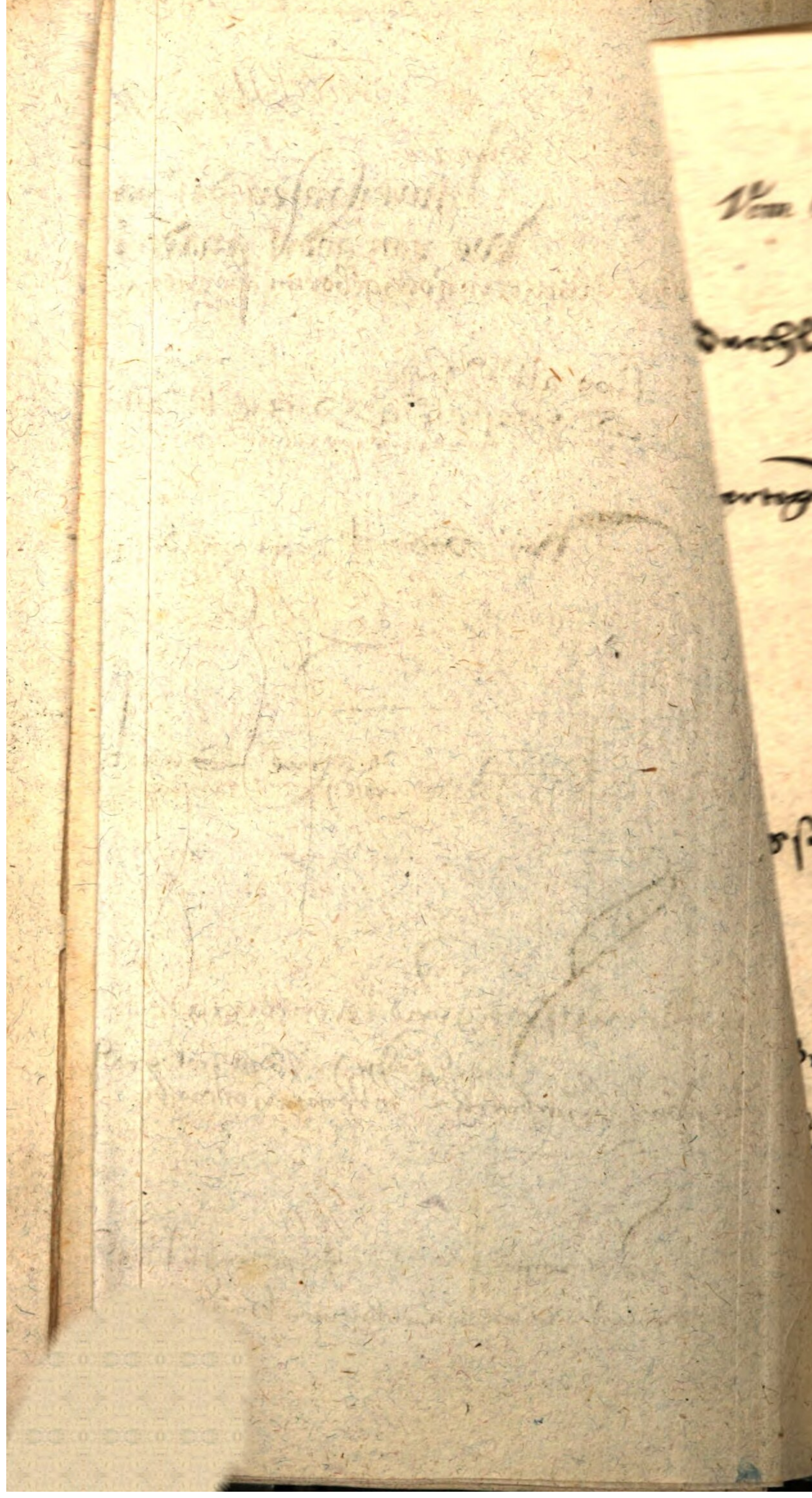
ros philippus dei et ap^lice sedis

1^o O.

ave ffriedrich hake dampnest fzederich

1^o O.

Sac^rstag^rual. Basili^o Synodo ad p^rcentom



Tab. VII.

Vom Originale.

Durchleuchten hochgebornen fürsten

1^o O.

Herzog Klemens von Brandenburg

1^o O.

erfante Maydenburg

1^o O.

bräunsweg und Lüneburg

und Lüneburg 1^o O.
Klemens von Brandenburg

1^o O.

aus demselben verordneten bind

ig

I

Handwritten text in a cursive script, possibly a signature or a line of a letter.

Handwritten text in a cursive script, possibly a signature or a line of a letter.

Handwritten text in a cursive script, possibly a signature or a line of a letter.

Handwritten text in a cursive script, possibly a signature or a line of a letter.

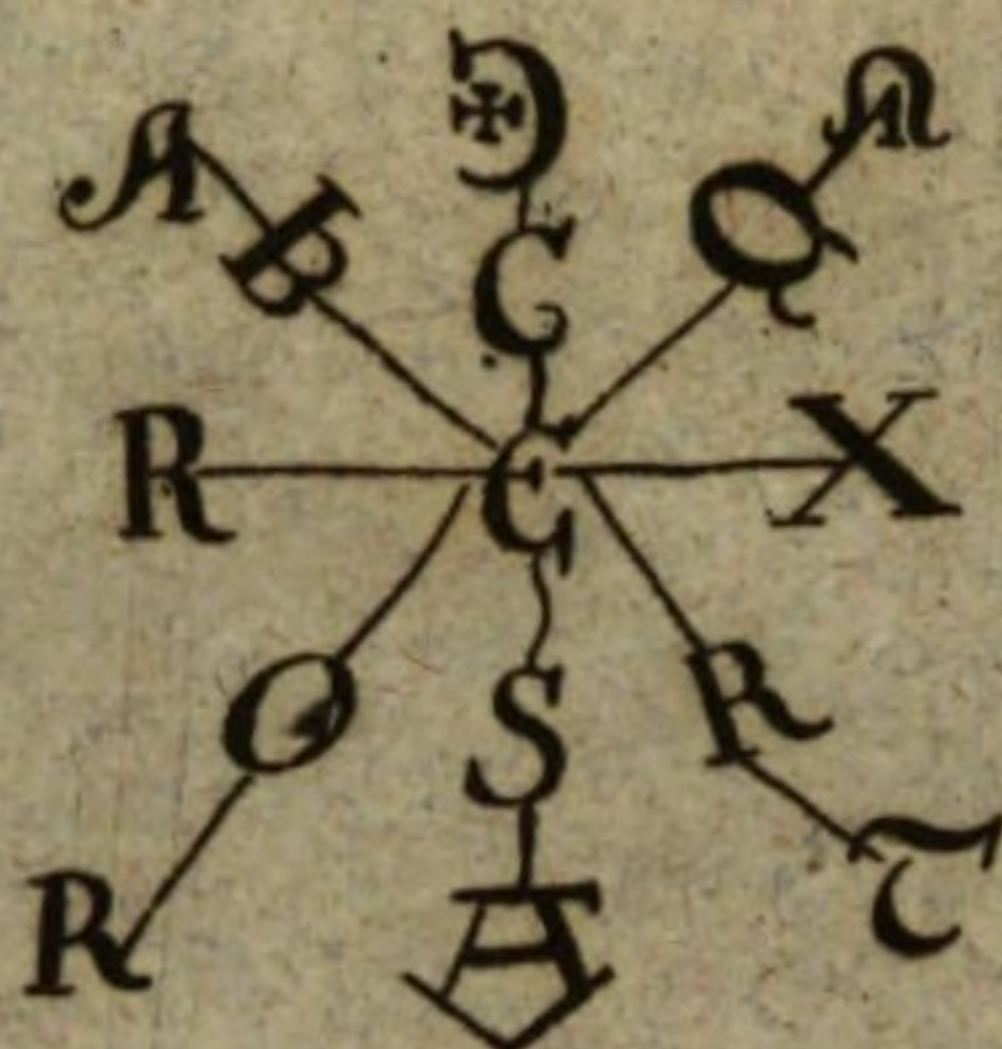
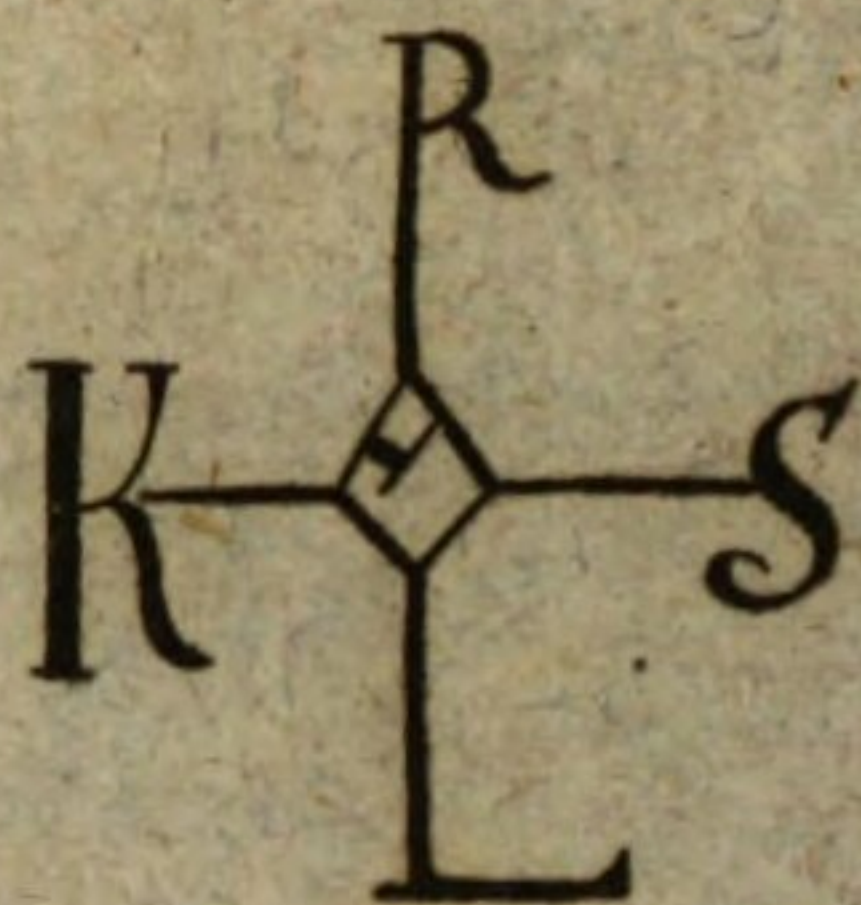
Handwritten text in a cursive script, possibly a signature or a line of a letter.

Handwritten text in a cursive script, possibly a signature or a line of a letter.

Handwritten text in a cursive script, possibly a signature or a line of a letter.

Tab. VIII.

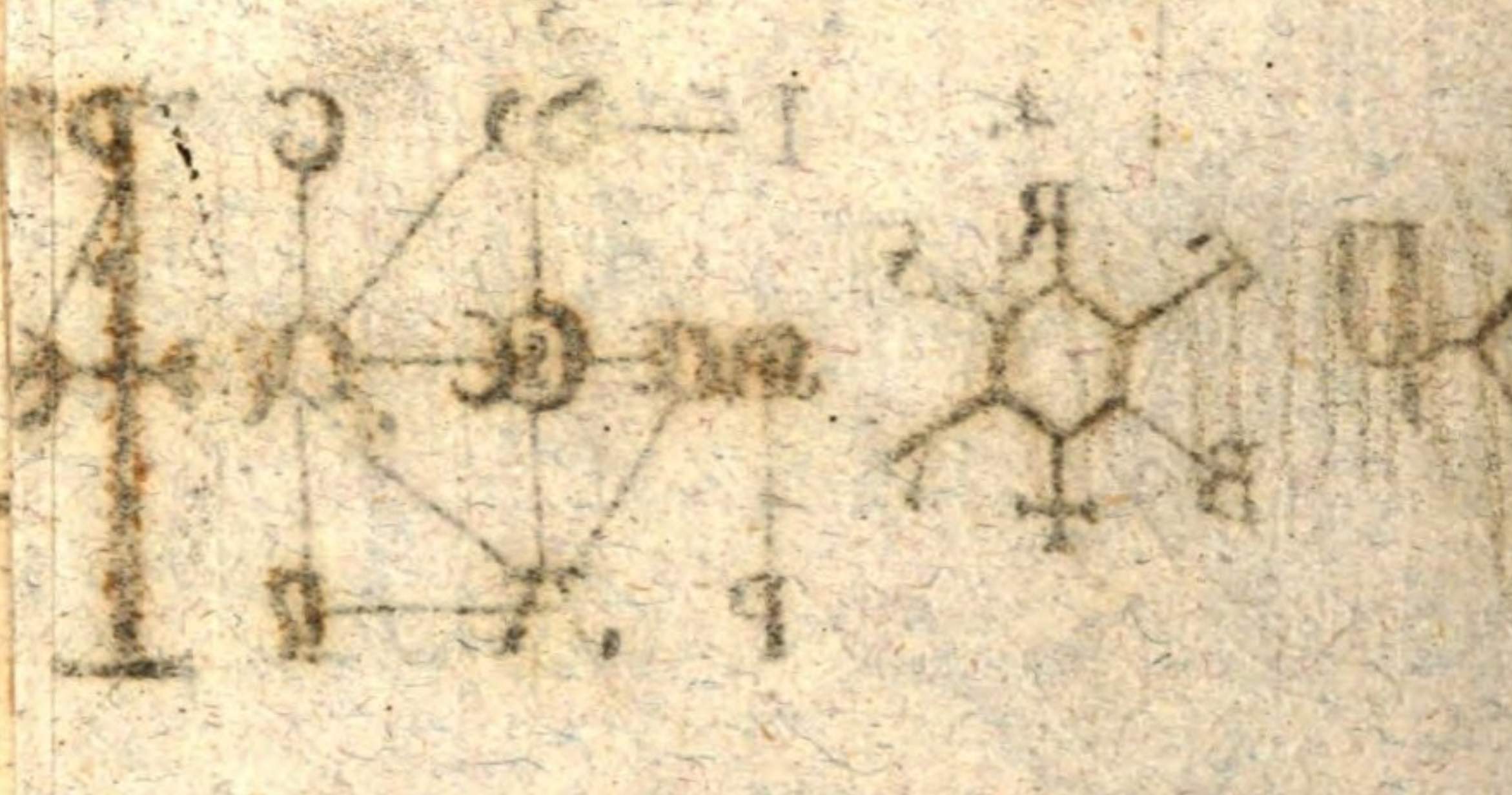
i gny; gny; d Vall; mindumb



Handwritten text at the top of the page, possibly a title or header.

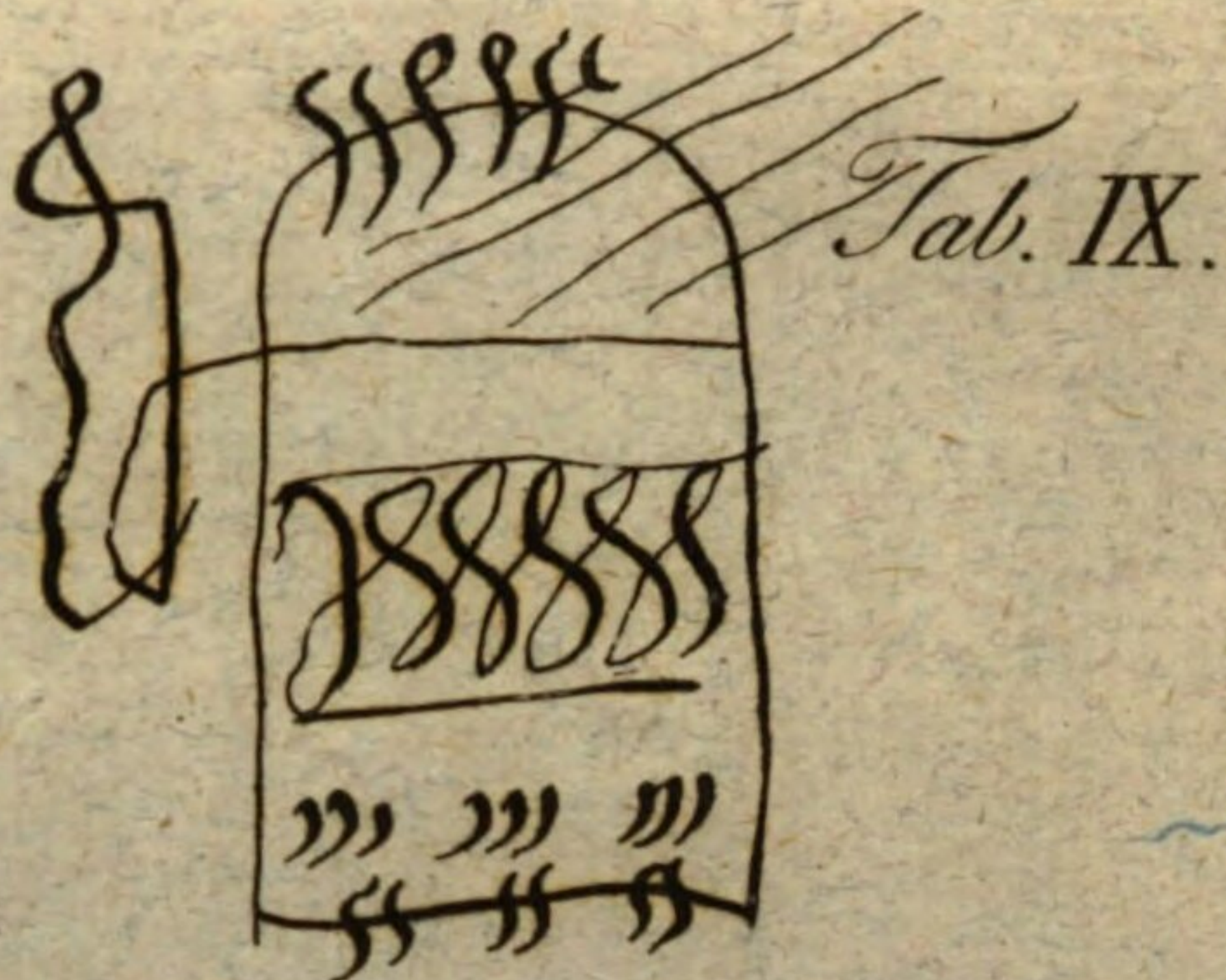
Handwritten text below the title, possibly a subtitle or introductory paragraph.

Handwritten text in the middle section of the page.



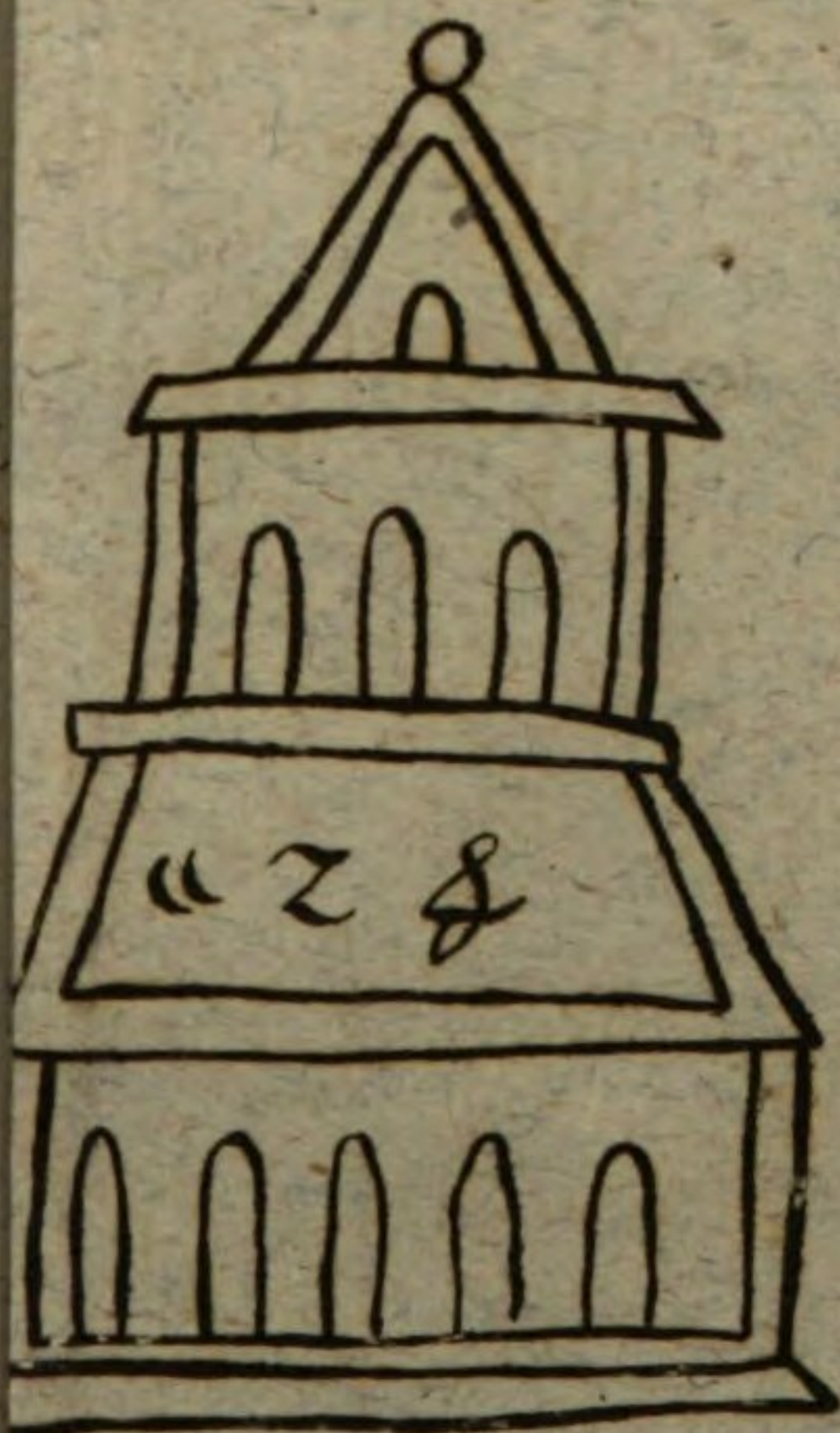
Handwritten text in the lower middle section of the page.

Handwritten text at the bottom of the page, possibly a conclusion or a signature.



ttwie. I. 162.

smuseus



Handwritten text in a cursive script, likely a signature or name, appearing in the upper left section of the page.

Handwritten text in a cursive script, appearing in the upper middle section of the page.

Handwritten text in a cursive script, appearing in the middle section of the page.

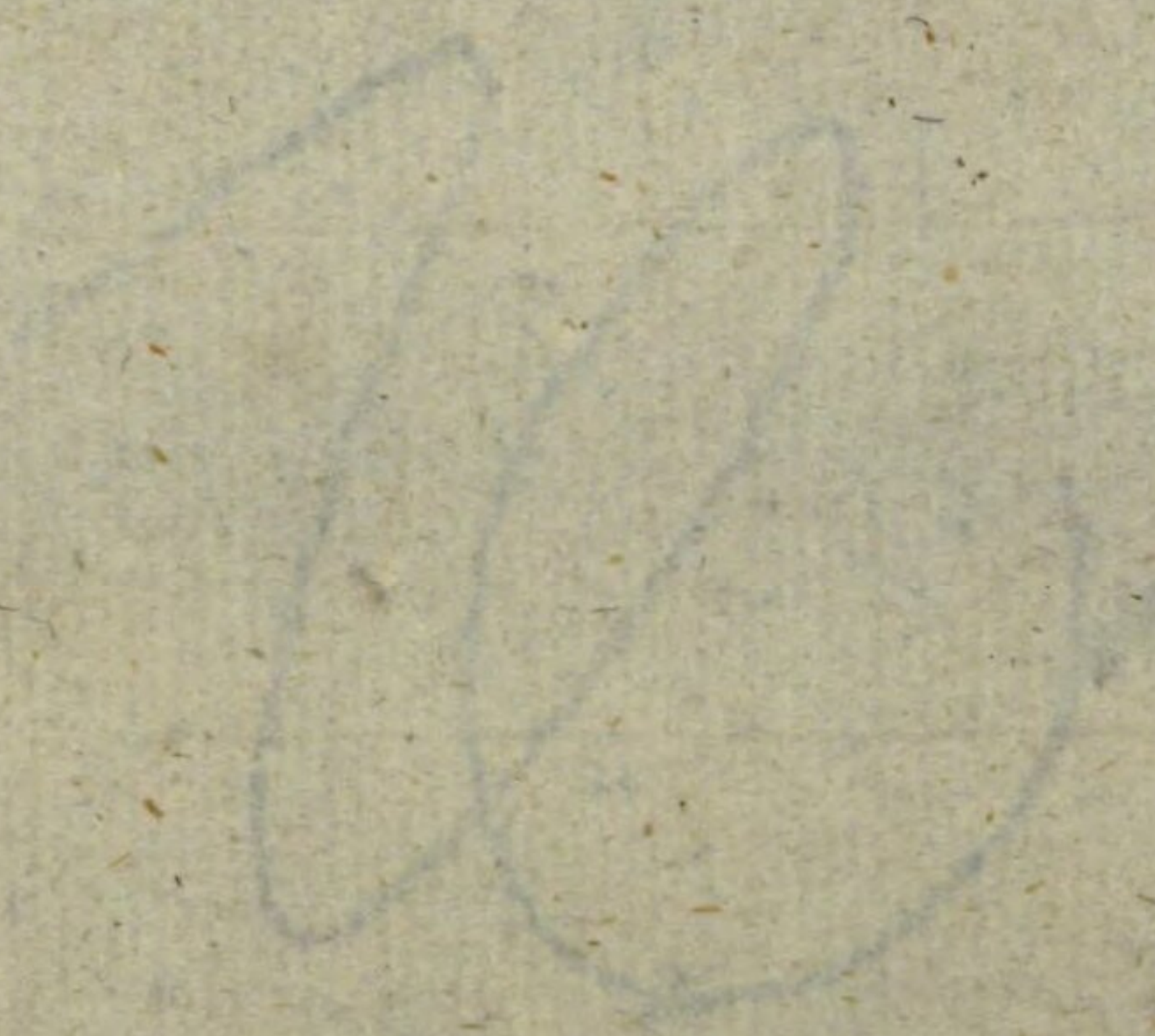
Handwritten text in a cursive script, appearing in the lower middle section of the page.

Handwritten text in a cursive script, appearing in the lower section of the page.

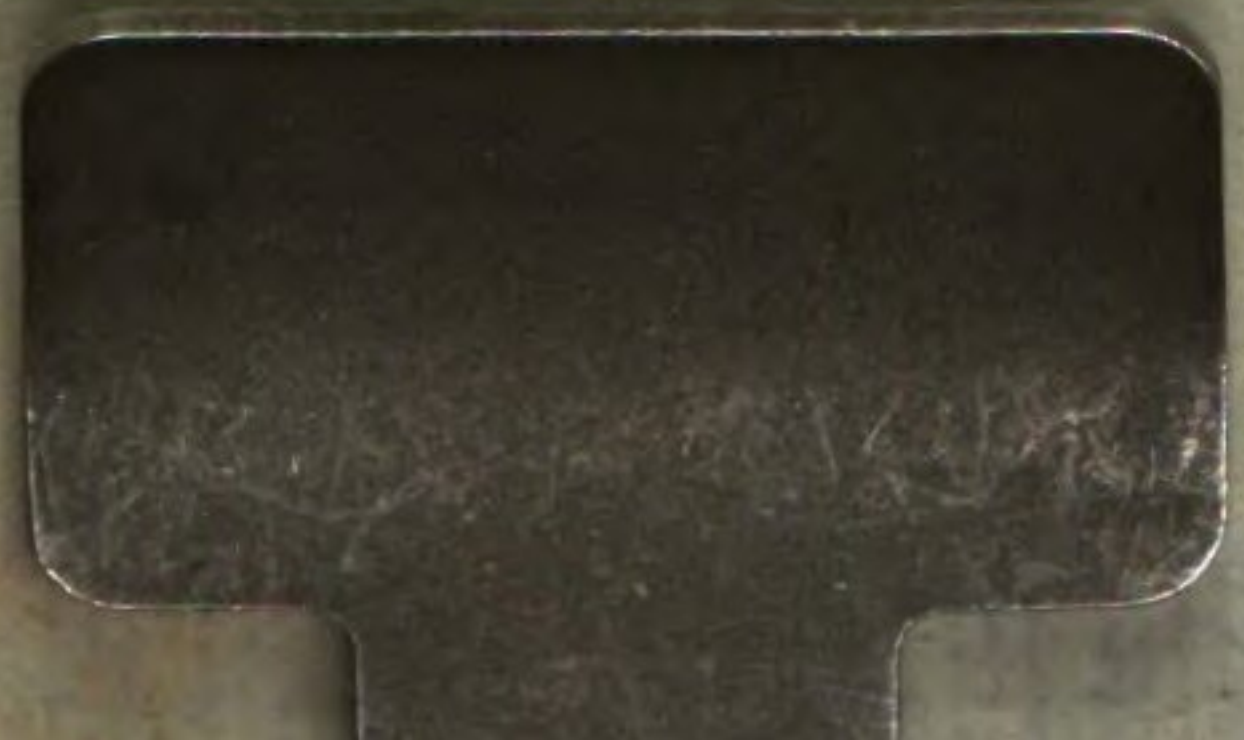
12 Apr

126 A

21



See





Schmidt-Phiseldeck, Wilhelm Justus Eberhard <<von>>,

Anleitung für Anfänger in der deutschen Diplomatie

Braunschweig 1804

Graph. 70 a

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10431190-6